Europäische Revue

MAI 1939

Aus dem Inhalt

Werner Hasselblatt: Der Dank der deutschen Volksgruppen an Adolf Hitler. Zum 50. Geburtstage des Führers
Roberto Farinacci: Der Faschismus und die Judenfrage
Georg Leibbrandt: Der Weltbolschewismus
Diplomaticus: Die arabischen Länder und wir
Peter Richard Rohden: Die klassische Diplomatie im Kampf um das europäische Gleichgewicht
IV. Die Diplomatie der Heiligen Allianz
Otto Muck: Zur Urgeschichte des Europäers
Walter Wili: Griechisch-römische Reise. Aus einem Tagebuch
Jules Supervielle: Die Sintflut

XV. JAHR · HEFT 5
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART · BERLIN
POSTVERLAGSORT STUTTGART
Preis des Einzelheftes RM 1.50
P

EUROPÄISCHE REVUE

In Verbindung mit

PROF. DR. FREIHERRN VON FREYTAGH-LORINGHOVEN

Preuß. Staatsrat M. d. R.

herausgegeben von

DR. JOACHIM MORAS

Schriftleitung und Anzeigenverwaltung: Berlin W 30, Mackensenstraße 17
Fernsprecher: 22 90 86. Telegrammadresse: Devaverlag Berlin

Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Schriftleitung.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Soeben erschien:

JAKOB SCHAFFNER

Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich

Ein Vortrag. 43 Seiten. Kartoniert M —.80

Sinn und Richtung seines bedeutungsvollen Vortrags faßt der Dichter in die Worte zusammen: „Helfen wir alle, einen neuen Zustand des gegenseitigen Vertrauens herzustellen und die Brüderlichkeit des 20. Jahrhunderts heraufzuführen, die unsere Völker so nötig haben. Der Starke ist bei solchen Bemühungen vielfach im Vorteil, aber nach unseren Erfahrungen mit der Geschichte ist es nicht der Schwächere allein, dem die Anwendung dieser Vorteile zugute kommt. Das Gefühl für die abendländische Schicksalsgemeinschaft ist in den Demokratien noch wenig entwickelt, am wenigsten erstaunlicherweise in den kleinen und schwachen. Manche verwechseln obendrein Schicksalsgemeinschaft mit Gleichheit, ein folgenschwerer Irrtum ... Im Haus Europa sind viele Wohnungen, und in jeder wird eigener Haushalt geführt. Aber ob dies Haus verwahrlost oder zerstört wird, oder ob wir es alle zusammen verstärken, erhöhen und verschönern: das ist die Frage der Schicksalsgemeinschaft!“

Früher erschienen von Jakob Schaffner:

Berge, Ströme und Städte

Eine schweizerische Heimatschau. In Leinen M 4.80

Eine der wundervollsten Volksdeutungen und Landschaftsklärungen, die uns ein zeitgenössischer Dichter schenken konnte. „Westdeutscher Beobachter, Köln

Offenbarung in deutscher Landschaft

Eine Sommerfahrt 1934. 6. Tausend. In Leinen M 5.25

Kein Reisebuch im landläufigen Sinne, es ist eine Offenbarung, ein Bekenntnis, wie wir es uns liebevoller, aber auch rechtlicher nicht wünschen können. Preußische Zeitung

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

EUROPÄISCHE REVUE

XV. JAHRGANG MAI 1939

FREIHERR V. FREYTAGH-LORINGHOVEN: POLITIK UND RECHT
Die Einkreisungspolitik — Die zwei Aktionen Italiens — In Belgien
Die Spannungen in Vorderasien — Die Liga der Nationen 409

WERNER HASSELBLATT: Der Dank der deutschen Volksgruppen an Adolf Hitler. Zum 50. Geburtstage des Führers 425
ROBERTO FARINACCI: Der Faschismus und die Judenfrage 429
GEORG LEIBBRANDT: Der Weltbolschewismus 432
DIPLOMATICUS: Die arabischen Länder und wir 437
PETER RICHARD ROHDEN: Die klassische Diplomatie im Kampf um das europäische Gleichgewicht IV. Die Diplomatie der Heiligen Allianz 445
OTTO MUCK: Zur Urgeschichte des Europäers 456
WALTER WILI: Griechisch-römische Reise. Aus einem Tagebuch 472
JULES SUPERVIELLE: Die Sintflut 482

EUROPÄISCHE UMSCHAU * EREIGNIS UND BETRACHTUNG
dms.: Der deutsch-rumänische Wirtschaftsvertrag 491
Hermann Lufft: Amerika-Bücher I 493
Otto v. Sethe: Der menschenscheue Kontinent 497
Werner Wirths: Das Bild des Krieges II 499
Wilmont Haacke: Arbeit an der Novelle II 502

[Rare]
AP
30
E82
v.15
no.5

MITARBEITER DES HEFTES

WERNER HASSELBLATT, Ständiger Beauftragter und Rechtsberater des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa, Herausgeber der Monatsschrift „Nation und Staat", Berlin * Staatsminister ROBERTO FARINACCI, Mitglied des Großen Faschistischen Rates, Rom * Dr. GEORG LEIBBRANDT, Reichsamtsleiter im Außenpolitischen Amt der NSDAP., Berlin * Die Aufsatzreihe von Dr. PETER RICHARD ROHDEN, Dozent für Neuere Geschichte an der Universität Berlin, wird im folgenden Heft abgeschlossen * OTTO MUCK, Uffing am Staffelsee, veröffentlichte im Maiheft 1938 die Studie „Mimus oder Der Ursprung des Schauspiels" * Von Prof. Dr. WALTER WILI, Muri bei Bern, erschien bisher: „Besinnung über das Schicksal der Schweiz" (Paul Haupt, Bern 1934) und „Vergil" (C. H. Beck, München 1930), dem im Herbst ein Buch über Horaz folgen soll. Die im vorliegenden Heft erscheinenden Aufzeichnungen sind einem Tagebuch europäischer Reisen entnommen, das durch eine enge Verbindung historisch-humanistischer und aktuell-politischer Perspektiven gekennzeichnet ist * JULES SUPERVIELLE, Paris, der, ursprünglich ein Vertreter des Surrealismus, heute eine sehr selbständige Erscheinung der französischen Dichtung und Erzählung ist, veröffentlichte im Herbst 1938 im Verlag der NRF eine neue Sammlung seiner Erzählungen, deren Titelgeschichte die hier in der Übersetzung von Joachim Moras wiedergegebene bildet. Vgl. in früheren Heften „Der Ochse und der Esel der Krippe" (Dezember 1932) und „Die Flucht nach Ägypten" (Dezember 1933) * Dr. HERMANN LUFFT, Berlin * Dr. OTTO VON SETHE, Kanth * Dr. WERNER WIRTHS, Berlin * Dr. WILMONT HAACKE, Berlin

POLITIK UND RECHT

Die Einkreisungspolitik, die England nach den Ereignissen des März in die Wege leitete und seit der Lösung der albanischen Frage durch Italien mit verstärktem Eifer betreibt, verdient Aufmerksamkeit weniger um ihrer Ergebnisse willen als im Hinblick auf ihren symptomatischen Charakter und die in ihrem Rahmen angewandten Methoden. In der Tat stehen diese Ergebnisse in keinem rechten Verhältnis zu dem Aufwande an diplomatischen Mitteln, mit dem die britische Aktion ins Werk gesetzt, und der lärmenden Agitation der Presse, von der sie begleitet wurde. Sie beschränken sich bisher darauf, daß England gemeinsam mit Frankreich drei Staaten, nämlich Polen, Rumänien und Griechenland, eine Garantie ihrer Unabhängigkeit und Unversehrtheit angeboten hat und daß sie von ihnen angenommen worden ist. Mit Polen hat es sich überdies dahin geeinigt, daß ein gegenseitiger Beistandspakt abgeschlossen werden soll. Nun ist es sicherlich zu bedauern, daß infolge der englischen Machenschaften das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen gelitten hat. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß in diesem Verhältnis ohnehin in letzter Zeit eine Trübung eingetreten war. Mögen auch die amtlichen Stellen in Warschau hervorheben, daß die deutsch-polnischen Beziehungen nach wie vor auf dem Abkommen vom 26. I. 1934 beruhen und eine Veränderung nicht erfahren haben, so hat das formell gewiß seine Richtigkeit. Die Tatsachen sprechen leider eine andere Sprache. Sie zeugen von dem Aufflammen einer deutschfeindlichen Stimmung, die mit dem Geiste jenes Abkommens nicht wohl vereinbar ist. Es sei hier nur an die Demonstration erinnert, die sich am 25. III. im Senat aus Anlaß der Beratung des Handelsvertrages mit Litauen abgespielt hat. Die vom ganzen Hause einschließlich der Regierungsbank Litauen dargebrachte Huldigung hatte unverkennbar eine Spitze gegen Deutschland. Dazu kommt die Haltung der Presse und kommen die sich häufenden Ausschreitungen gegen die deutsche Volksgruppe. Aber so unerfreulich diese Dinge an sich sind, kann England sie doch nur zum Teil als Erfolg und noch dazu ihrem Wesen nach als recht spärlichen Erfolg verbuchen. Vollends bedeutet der Beistandspakt vielleicht einen Prestigegewinn für Polen, keinesfalls aber für England.

Ähnliches gilt für die Garantieerklärungen zugunsten Rumäniens und Griechenlands. Daß zwei Staaten mittlerer Größe eine solche Erklärung von seiten einer Großmacht für alle Fälle nicht ablehnen, ist begreiflich. Aber wenn sie auch dadurch in die Einflußsphäre Englands hineingezogen werden, ist es doch, wenn überhaupt, nur ein sehr bescheidener Machtzuwachs, der sich daraus für England ergibt. Auch ist nicht zu übersehen, daß Rumänien unmittelbar darauf seinen Außenminister Gafencu zu einem Besuch nach Berlin entsandte und daß Griechenland in betont herzlichen Wendungen auf eine römische Note vom 10. IV. geantwortet hat, die die Versicherung enthielt, daß Italien nichts ferner liege als die Absicht, Griechenlands Unabhängigkeit und Unversehrtheit anzutasten. Darüber hinaus hat England darauf verzichten müssen, weitere Staaten des europäischen Südostens seinen Plä-

nen dienstbar zu machen. Die Türkei hat ausdrücklich gebeten, von der Übernahme einer Garantie zu ihren Gunsten abzusehen. Andererseits steht sie freilich in Verhandlungen mit England, die zur Stunde noch nicht abgeschlossen sind. Noch wichtiger ist, daß Jugoslawien von vornherein eine Haltung eingenommen hat, die ein derartiges Angebot ihm gegenüber unmöglich machte. Insbesondere hat es sich vorbehaltlos mit dem Vorgehen Italiens in Albanien einverstanden erklärt und so die Hoffnung der Westmächte enttäuscht, die in ihm trotz des Freundschaftsvertrages vom 25. III. 1937 immer noch den wichtigsten Gegenspieler Italiens sahen. Die Verstimmung darüber ist denn auch in der englischen wie in der französischen Presse sehr deutlich zum Ausdruck gekommen. Man hat Jugoslawien mit einer kommenden Isolierung gedroht, hat die kroatische Frage, die gerade jetzt ihrer Lösung entgegenzureifen scheint, ausgespielt, hat es als Gefangenen der Achse abzustempeln versucht, hat aber, als all das versagte, sich mit den Tatsachen abfinden müssen.

Man hat sich auch damit abfinden müssen, daß die skandinavischen Staaten ebenso wie Holland und Belgien von vornherein jede Beteiligung an den englischen Plänen ablehnten. So haben sie sich denn in dem gewollten Umfange nicht verwirklichen lassen. Es ist England nicht gelungen, sich zum Führer eines gegen Deutschland und Italien geeinten Europa aufzuwerfen.

Einigermaßen fraglich ist bisher auch das Ergebnis der mit der Sowjetunion gepflogenen Verhandlungen. Zwar hat sich eine Annäherung zwischen London und Moskau augenscheinlich vollzogen, und Mr. Chamberlain hat es für richtig und mit der Denkweise eines konservativen Staatsmanns für vereinbar gehalten zu erklären, daß ideologische Hindernisse für ein Zusammengehen mit dem bolschewistischen Rußland nicht bestehen. Aber das hat die Sowjetpresse nicht gehindert, dem alten Haß und der alten Überheblichkeit gegenüber den kapitalistischen Staaten erneut Ausdruck zu geben. Sie hat auch den Triumph darüber nicht verhehlt, daß ein europäischer Krieg und damit der Zusammenbruch der geltenden internationalen Ordnung heute nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt. Die Frage ihrer Beteiligung aber an einem solchen Kriege hat sie bei allen Angriffen gegen die totalitären Staaten durchaus offen gelassen. Andererseits besteht in Polen und Rumänien die wohlbegründete Abneigung gegen jede Verbindung mit der Sowjetunion fort, und nach wie vor lehnen beide es mit Entschiedenheit ab, gegebenenfalls ihre Grenzen für einen Durchmarsch der roten Armee zu öffnen. In London scheint man sich daraufhin mit dem Plan zu tragen, ein militärisches Zusammengehen mit Moskau auf die Luftflotte und die Marine zu beschränken. Es ist natürlich denkbar, daß eine Einigung auf dieser Grundlage zustande kommt. Offen bliebe aber dann die Frage, ob diese beiden Waffen nicht ebenso zerrüttet sind wie das Landheer. Im übrigen liegen auch Meldungen aus Tokio vor, nach denen die Sowjetunion nur gegen Japan eingesetzt, von ihrer Mitwirkung in Europa aber abgesehen werden soll.

Unter diesen Umständen entsteht der Eindruck, daß die Bedeutung der britischen Aktion allem zuvor in einer Festigung der Bande besteht, die England mit Frankreich und mit den Vereinigten Staaten verknüpfen. Die Ende März von der englischen Presse verbreitete Meldung, daß den englisch-französischen Abreden nunmehr die Form eines schriftlichen Vertrages gegeben ist, hat eine Bestätigung nicht er-

halten. Es wäre das wohl auch nicht wesentlich. Eine denkbar enge Zusammenarbeit der beiden Kabinette ist jedenfalls ohnehin gegeben. Sie tritt in allem und jedem zutage, nicht zuletzt darin, daß das von Mr. Chamberlain im Unterhause am 13. IV. verkündete Garantieversprechen zugunsten Griechenlands und Rumäniens an demselben Tage von M. Daladier in einer Presseverlautbarung abgegeben wurde. Noch bedeutsamer für den Ernstfall sind selbstverständlich die augenscheinlich bis ins einzelne gehenden Vereinbarungen, die in diesen Wochen über den Einsatz der militärischen Machtmittel, insbesondere der Flotte getroffen sind. Freilich bestehen, zum mindesten in einer sehr wesentlichen Frage, noch Meinungsverschiedenheiten. Frankreich drängt jetzt ebenso wie im Weltkriege auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, während die britische Regierung aus innerpolitischen Erwägungen, vor allem mit Rücksicht auf die Trade Unions sich zu dieser Maßnahme noch nicht entschließen kann. Daneben hat die Frage mehr theoretisches Interesse, welcher der beiden Verbündeten in Wirklichkeit die Führung in der gemeinsamen politischen Aktion hat, ob sie tatsächlich in der Hand Englands liegt, das in der Öffentlichkeit unvergleichlich viel stärker hervortritt, oder ob Frankreich im stillen die Fäden zieht, wie M. Bonnet im Auswärtigen Ausschuß der Kammer am 19. IV. angedeutet hat.

Eine sehr enge Fühlung besteht fraglos auch zu den Vereinigten Staaten, richtiger vielleicht zum Präsidenten Roosevelt. Ob er allerdings die öffentliche Meinung seines Landes und damit den Kongreß, vor allem aber den für die Außenpolitik maßgeblichen Senat hinter sich hat, muß dahingestellt bleiben. Widerspruch gegen seine Stellungnahme ist auch in diesen Wochen oft genug laut geworden. Nur läßt sich das Verhältnis der Kräfte von Europa aus kaum beurteilen. Jedenfalls fühlt der Präsident sich nicht verpflichtet, auf die friedensfreundliche Strömung Rücksicht zu nehmen, und aus seiner Haltung wie aus gelegentlichen Washingtoner Meldungen entsteht sogar der Eindruck, als beschränke er sich nicht auf eine Unterstützung der britisch-französischen Aktion, sondern als sei er sogar die eigentlich treibende Kraft. Eine Bestätigung erfährt dieser Eindruck durch die Botschaft, die er am 15. IV. an den Führer und an den Duce gerichtet hat. Durch sie unternimmt er ganz augenscheinlich den Versuch, die Führung im diplomatischen Feldzuge gegen Deutschland und Italien an sich zu reißen. Die Antwort auf diesen seinen Schachzug wird ihm in der Reichstagssitzung am 28. IV. zuteil werden. Immerhin sei schon jetzt darauf hingewiesen, daß die Botschaft ganz offensichtlich nicht der Erhaltung des Friedens zu dienen bestimmt ist, sondern nur als Provokation angesehen werden kann. Ihr Kern ist in der Aufforderung enthalten, Deutschland und Italien mögen sich verpflichten, 30 namentlich genannte Staaten nicht anzugreifen. Daß sich darunter Länder befinden, mit denen Deutschland wie Italien in denkbar freundschaftlichen Beziehungen stehen, daß andere für sie geographisch schlechtweg unerreichbar sind und selbst bei bösestem Willen und ungezügelter Eroberungslust von ihnen nicht angegriffen werden könnten, sei nur beiläufig vermerkt. Wesentlich ist die Ungehörigkeit einer solchen Aufforderung an sich. Es dürfte sich in der Geschichte selbst in Zeiten, da ein Angriffskrieg als unbestritten erlaubt angesehen wurde, kein Beispiel dafür finden, daß eine ähnliche Aufforderung an ein Staatsoberhaupt oder einen

Regierungschef gerichtet wurde. Stellt sie doch ihrem Wesen nach nichts anderes dar als die unzweideutige Beschuldigung einer frivolen Angriffspolitik, verbunden mit einer Verschiebung der Beweislast: der Ankläger verzichtet wie selbstverständlich auf die Erbringung eines Beweises und fordert, daß der Beschuldigte sich durch eine förmliche Erklärung entlaste.

Darüber hinaus faßt der Präsident Roosevelt für den Fall der Annahme seines Vorschlages die Abhaltung einer Konferenz ins Auge, auf der über eine allgemeine Abrüstung, über die Entwicklung des internationalen Handels und gegebenenfalls über weitere politische Probleme verhandelt werden soll. Auch das erscheint, wenn man dem Präsidenten nicht völlige Weltfremdheit unterstellen will, als Provokation. Kann es Deutschland wirklich zugemutet werden, sich an einer neuen Abrüstungskonferenz zu beteiligen, nachdem die von der Liga der Nationen einberufene Konferenz von England wie von Frankreich offenkundig sabotiert und zum Scheitern gebracht worden ist? Kann es Deutschland zugemutet werden, über eine Entwicklung des Welthandels mit den Mächten zu beraten, die seit Jahren alles getan haben, um seine Wirtschaft zu schädigen und wenn irgend möglich zum Erliegen zu bringen? Kann es ihm endlich zugemutet werden, die der Lösung harrenden politischen Probleme in einem Kreise zu erörtern, der doch nichts anderes wäre als eine neue Form der Pariser Friedenskonferenz und der Genfer Liga?

Schön ist häßlich, häßlich schön. Der alte Hexensang gilt noch heute. Friedenswahrung ist Einkreisung, Einkreisung Friedenswahrung.

Der Spuk der drei Hexen zerrann in Dampf und Nebelhöhn. Doch Macbeth mußte es büßen, daß er ihm Glauben geschenkt hatte. Auch der Spuk der drei demokratischen Staatsmänner wird eines Tages zerrinnen. Wer werden dann die Leidtragenden sein?

Die zwei Aktionen Italiens, die die letzten vier Wochen gebracht haben, dienten beide dem gleichen Endziel, der Schaffung und Sicherung des Lebensraumes, dessen das italienische Volk bedarf. Um so verschiedener waren sie nach Inhalt und Methode, wie auch nach dem Stadium der Handlung, das jede von ihnen verkörperte. Während die auf Albanien gerichtete Aktion ein in sich geschlossenes Teilziel unmittelbar erreichte, trug die andere, die ihr zeitlich voranging, vorbereitenden Charakter und verwandte nicht militärische, sondern im engern Wortsinn politische Mittel.

Am 26. III., dem 20. Jahrestag des Faschismus, hielt Mussolini in Rom eine Rede, in der er sich zum erstenmal persönlich über die Ansprüche äußerte, die Italien auf kolonialem Gebiet erhebt. Wie nach allem Vorangegangenen zu erwarten war, bezeichnete er als Gegenstand dieser Ansprüche Tunis, Djibuti und den Suezkanal. Dabei betonte er mit Nachdruck, daß es der französischen Regierung zwar freistehe, eine Aussprache über diese Probleme abzulehnen, daß sie aber dadurch eine Kluft zwischen Italien und Frankreich aufreißen würde, die vielleicht nicht mehr überbrückt werden könnte.

Wenn so der Duce den Gegenstand der italienischen Forderungen bezeichnete, hat er doch über ihren Inhalt nichts ausgesagt. Aus den Kommentaren der italienischen

Presse ergibt sich jedoch, daß sie territorialen Charakter haben. Die „Gazzetta del Popolo" erinnerte aus diesem Anlaß an die Worte Mazzinis, daß Tunis offensichtlich zu Italien gehöre. Der „Lavoro Fascista" sprach von einer Erweiterung des italienischen Gebiets, und das „Giornale d'Italia" schrieb, daß der wahre Friede eine Revision der gegenwärtigen Weltposition fordere. Italien habe nicht die Absicht, die territoriale Ordnung Europas umzustürzen. Es richte seine Aufmerksamkeit auf koloniale Gebiete, auf die es kraft des Vertrages vom 26. IV. 1915 ein Recht habe und deren Besitz für das von ihm errichtete Imperium eine Notwendigkeit darstelle.

Man wird von diesen Verlautbarungen mit Interesse Kenntnis nehmen, wird sie allerdings wohl bloß dann richtig verstehen, wenn man sie unmittelbar nur auf Tunis und Djibuti bezieht und annimmt, daß für den Suezkanal zwar eine Italiens Ansprüchen gerecht werdende Neuregelung, nicht aber eine territoriale Umgestaltung ins Auge gefaßt ist.

Das Echo, das die Rede des Duce in Paris hervorrief, war alles andere als freundlich, so daß der „Resto del Carlino" zusammenfassend erklärte, daß Frankreich, wenn es das von Mussolini verlangte Minimum heute nicht zugestehe, morgen ein Maximum werde gewähren müssen. Immerhin war das ein Pressegeplänkel, dem die bindende Kraft fehlte. Einen sehr viel ernsteren Charakter nahmen die Dinge an, als am 30. III. M. Daladier auf die Rede des Duce antwortete. Frankreich sei, so führte er aus, durch die ihm vorgelegten Forderungen in keiner Weise beunruhigt. Es sei durchaus bereit, die Lage offen zu erörtern. Das habe es auch schon im Notenwechsel vom Dezember v. J. getan. Keinesfalls aber könne es das grundlegende Argument Italiens anerkennen, nach dem die Eroberung Abessiniens und die Errichtung des Imperiums neue Rechte Italiens begründet habe. Frankreich stehe zu den Vereinbarungen vom 7. I. 1935 und wünsche ihre vollständige und loyale Durchführung. Es weigere sich auch keineswegs, im Geiste dieser Vereinbarungen Vorschläge zu prüfen, die ihm unterbreitet werden könnten. Aber es werde keinen Zollbreit seines Gebietes und kein einziges seiner Rechte preisgeben.

Im Anschluß an diese Rede wurde der Wortlaut der italienischen Note vom 17. XII. und der französischen Antwort vom 25. XII. 1938 veröffentlicht. Ihr Inhalt war im wesentlichen schon bekannt. Italien verwies auf die Tatsache, daß die Vereinbarungen vom 7. I. 1935 noch nicht ratifiziert sind, und erklärte, daß es sie nun als hinfällig betrachte. Der Quai d'Orsay führte demgegenüber aus, daß von französischer Seite alles geschehen sei, um die Ratifizierung herbeizuführen. Überdies seien an Italien 2500 Aktien der Bahn Djibuti—Addis Abeba abgetreten — wie die italienische Presse hervorhob, auf rein geschäftlicher Grundlage und zu einem keineswegs niedrigen Preise. Darüber hinaus habe Frankreich alles getan, um die gegen Italien von der Genfer Liga ergriffenen Sanktionen zu mildern, und habe die Eingliederung Abessiniens anerkannt.

Es liegt auf der Hand, daß diese Beweisführung, die des sonst vom Quai d'Orsay bevorzugten juristischen Charakters völlig entbehrt, auf die öffentliche Meinung Italiens keinen Eindruck machen konnte. Andererseits konnte man sich in Paris der Erkenntnis nicht verschließen, daß die italienischen Forderungen sehr ernst gemeint sind und zu geeigneter Stunde werden vorgelegt werden. So hat sich die Spannung

zwischen den beiden Ländern von neuem verschärft. Praktisch allerdings bleibt im Ergebnis dieser Aktion ein Schwebezustand bestehen.

Eine völlig klare Lage hingegen hat sich in Albanien ergeben.

Manche Einzelheiten der albanischen Aktion wird wahrscheinlich erst eine spätere Geschichtsschreibung aufhellen. Die wesentlichen Vorgänge scheinen aber schon heute festzustehen. Freilich bleibt eines an ihnen rätselhaft, die Beweggründe nämlich und das Verhalten des Exkönigs Zogu. Man wird sich aber gerade aus diesem Anlaß auf seine Anfänge besinnen müssen, die gleichfalls in nebelhafte Unklarheit gehüllt sind. Hat er doch ursprünglich als Parteigänger Jugoslawiens die Gewalt an sich gerissen, um dann in das italienische Lager überzugehen. Auch die Vorgänge des Juni 1934, in deren Rahmen er sich augenscheinlich durch französische Einflüsse bestimmen ließ und Italien gegenüber eine Haltung einnahm, die dieses zu einer Flottendemonstration vor Durazzo veranlaßte, sind nicht geeignet, seine Gestalt in klarem Lichte erscheinen zu lassen. Jetzt ist er vollends aus einem Extrem in das andere verfallen. Am 8. III. hat er Italien den Vorschlag gemacht, den Bündnisvertrag vom 22. XI. 1927 auszubauen und das Verhältnis zwischen beiden Ländern noch enger zu gestalten. Am 20. III. hat er dann um die Entsendung italienischer Truppen gebeten, die nach dem Bündnisvertrage unter seinen Oberbefehl getreten wären. Die italienische Regierung hat das abgelehnt, da für einen solchen Schritt kein Grund gegeben war und da ihr Nachrichten zugegangen waren, daß König Zogu einen Gewaltstreich gegen Jugoslawien plane. Zugleich hat sie ihrerseits Vorschläge zu einer Neuregelung des italienisch-albanischen Verhältnisses gemacht, die, wenigstens zum Teil, darauf abzielten, Sicherungen gegen eine Wiederholung solcher Extravaganzen zu schaffen. Daraufhin hat der König eine Schwenkung vollzogen, hat eine offenkundig feindselige Haltung gegen Italien eingenommen und so die Katastrophe, die ihn nun traf, selbst heraufbeschworen.

Am 7. IV. landeten italienische Truppen in Durazzo, Valona und den übrigen albanischen Häfen. Von Tirana aus wurde bekannt gegeben, daß das albanische Heer und die gesamte albanische Bevölkerung heroischen Widerstand leisteten. Tatsächlich haben die Italiener nur 12 Mann an Toten und 53 an Verwundeten verloren und konnten im Laufe von zwei Tagen alle wichtigen Punkte des Landes besetzen. König Zogu floh nach Griechenland, und schon am 12. IV. trat eine Nationalversammlung zusammen, die ihn für abgesetzt erklärte und dem König von Italien die Krone Albaniens anbot. Drei Tage später ist dann ein italienisches Gesetz ergangen, durch das jenes Angebot angenommen wurde und der König von Italien, Kaiser von Äthiopien, seinen Titeln den eines Königs von Albanien hinzufügte.

Der Beschluß der albanischen Nationalversammlung spricht von der Errichtung einer Personalunion. Es kann ruhig der Fachwissenschaft überlassen bleiben zu erörtern, ob dieser Ausdruck richtig gewählt ist. Das bekannte Solidaritätsgefühl und die brüderliche Friedensliebe der Juristen werden dabei sicherlich voll zur Geltung kommen und zu einer allseitig befriedigenden Lösung dieser Zweifelsfrage führen. Immerhin sei bemerkt, daß man im allgemeinen von einer Personalunion in den Fällen spricht, in denen zwei Staaten nur die Person des Herrschers gemein ist, während man das Vorhandensein einer Realunion dann anzuerkennen pflegt, wenn

überdies eine Gemeinsamkeit bestimmter Institutionen, vor allem eine Gemeinsamkeit der außenpolitischen Vertretung besteht. Diese Form ergibt sich regelmäßig auf vertraglicher Grundlage. Die Personalunion hingegen ist meist aus dynastischer Erbfolge, gelegentlich allerdings auch aus einer Wahl erwachsen. Es ist aber natürlich unwesentlich, ob dieser oder jener Ausdruck gebraucht wird, und man wird ohne Schaden für die Sache von einer Personalunion zwischen Italien und Albanien sprechen können, auch wenn, wie nach den bisher vorliegenden Meldungen anzunehmen ist, die Militärhoheit und die außenpolitische Vertretung Albaniens an Italien übergehen.

Sehr viel gewichtiger ist die Frage, wie Italiens Vorgehen unter rechtlichen Gesichtspunkten zu beurteilen ist.

In der englischen und französischen Presse sind aus diesem Anlaß die denkbar schwersten Vorwürfe erhoben worden. Ihre Spalten waren erfüllt von Ausdrücken wie Gewalttat und Vertragsbruch. Nun bildet aber die Grundlage der Beziehungen zwischen Italien und Albanien ein Abkommen, das am 9. XI. 1921 zwischen den damaligen Hauptmächten Frankreich, Großbritannien, Italien und Japan geschlossen wurde und das in diplomatischer Verschleierung nichts anderes darstellte als eine Italien erteilte Vollmacht, seine Interessen in Albanien wahrzunehmen. Wenn Italien nun davon Gebrauch gemacht hat, können England und Frankreich sich nicht darüber beklagen. Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, daß Italien nicht mehr Mitglied der Liga der Nationen und somit durch ihr Sonderrecht nicht gebunden ist. Folglich besteht für Italien die Verpflichtung aus Art. 10 der Satzung nicht, kraft deren jedes Bundesmitglied gehalten ist, die Unabhängigkeit und die gebietliche Unversehrtheit aller anderen Mitglieder zu achten und gegen Angriffe zu schützen. Vielmehr gilt für Italien nur das klassische Völkerrecht, das jedem souveränen Staate gestattet, seine Belange nach eigenem Ermessen zu wahren und zu ihrem Schutze, wenn erforderlich, militärische Machtmittel einzusetzen. Ein solcher Fall war hier zweifellos durch das Verhalten des Königs Zogu geschaffen, da Italien es angesichts der geopolitischen Lage nicht dulden konnte, daß Albanien ihm gegenüber eine feindselige Stellung einnahm.

So erweist sich bei sachlicher Betrachtung, daß das Rechtsproblem sehr einfach gelagert ist. Wenn andere Staaten sich unter politischen Gesichtspunkten gegen das italienische Vorgehen wenden, ist darum der Vorwurf des Rechtsbruchs doch nicht begründet. Allerdings wird von englischer Seite noch ein Argument geltend gemacht. Italien habe, so heißt es, den Status quo im Mittelmeer angetastet, zu dessen Aufrechterhaltung es sich im sogenannten Osterabkommen vom 16. IV. 1938 verpflichtet hatte. Wie wenig ernst diese Behauptung aber in England selbst genommen wird, ergibt sich am besten aus einer Meldung der „Times" vom 12. IV., in der es heißt, daß das Foreign Office bereit wäre anzuerkennen, daß die albanische Aktion Italiens keine Verletzung des Status quo darstelle, falls Italien unverweilt seine Freiwilligen aus Spanien zurückziehen würde. Ein solcher Standpunkt ist natürlich nicht haltbar. Entweder der Status quo ist verletzt und das Osterabkommen gebrochen, oder das ist nicht der Fall. Macht man aber die Entscheidung von einer ganz andersartigen Gegenleistung abhängig, so bedeutet das einen unzweideutigen Verzicht auf eine rechtliche Wertung.

Aber gleichviel, welche Einwände erhoben werden, praktisch gibt es jedenfalls eine albanische Frage nicht mehr.

In Belgien haben am 2. IV. Neuwahlen stattgefunden. Die Kammer, deren Legislaturperiode erst seit zwei Jahren lief, wurde am 6. III. aufgelöst, nachdem es nicht gelungen war, die durch den Rücktritt des Kabinetts Spaak entstandene Krise zu überwinden. Mitbestimmend dafür waren finanzielle Schwierigkeiten. Die Sozialdemokratie hatte ihre Zustimmung zu den von den beiden anderen Regierungsparteien, den Katholiken und den Liberalen, geforderten Sparmaßnahmen verweigert und insbesondere eine Senkung der Sozialausgaben und eine Kürzung der Beamtengehälter abgelehnt. Entscheidend aber für den Beginn wie für den Verlauf der Krise war der Streit zwischen Flamen und Wallonen. An sich haben beide Komplexe, der finanzielle wie der nationale, selbstverständlich innerpolitischen Charakter. Aber während er für den ersten von ihnen gewahrt blieb, wurden die Meinungsverschiedenheiten zwischen Flamen und Wallonen zum Gegenstande einer internationalen Diskussion und internationalen Parteinahme. Begreiflicherweise beschäftigten sich mit ihnen allem zuvor die französische und die holländische Presse. Dabei trat ein sehr charakteristischer Unterschied zutage. In Holland trug man zwar ein lebhaftes Interesse zur Schau und verhehlte auch keineswegs die Sympathien, die man für die stammverwandten Flamen empfand. Zugleich aber wahrte man durchaus die Zurückhaltung, die dem befreundeten Nachbarstaat gegenüber am Platz war. Die Pariser Presse hingegen behandelte den innerbelgischen Streit geradezu als eine französische Angelegenheit. Sie brachte ihre Abneigung gegen die flämischen Bestrebungen mit unverhüllter Offenheit zum Ausdruck, wie sie denn seit jeher geneigt ist, die Flamen geradezu als Rebellen darzustellen und ihnen einen schweren Vorwurf daraus zu machen, daß unter ihrem Einfluß Belgien sich aus dem französischen Zauberkreise gelöst und die Bahn einer neutralen Politik beschritten hat. Besonders interessant ist dabei, daß in der Erörterung der belgischen Probleme zwei Strömungen sich bemerkbar machen. Die eine, die man gewissermaßen als die offiziell anerkannte bezeichnen darf, unterstützt planmäßig die Forderungen der Wallonen und tritt allen von flämischer Seite verlautbarten Wünschen im Interesse der Einheit des belgischen Staates entgegen. Maßgebend hierfür ist ganz augenscheinlich die Hoffnung, daß es den Wallonen doch noch gelingen werde, ihre Vorherrschaft wiederherzustellen und Belgien in die französische Gefolgschaft zurückzuführen. Im Gegensatz dazu taucht sehr vorsichtig und in sorgfältiger Verhüllung gelegentlich eine andere Auffassung auf, die mit dieser Möglichkeit nicht rechnet, vielmehr die Umwandlung Belgiens in einen Föderativstaat ins Auge faßt und im Hinblick darauf eine weitere Entwicklung nicht für ausgeschlossen hält, die zur Bildung zweier selbständiger nationaler Staaten, Wallonien und Flamland, führen könnte. Eine solche Entwicklung wird nun von den Trägern dieser zweiten Auffassung als keineswegs unerwünscht angesehen, da sie im letzten Ergebnis den Anschluß Walloniens an Frankreich zeitigen könnte. Das sind natürlich Spekulationen, deren Verwirklichung, falls sie überhaupt einmal eintreten sollte, jedenfalls in weiter

Ferne liegt, die aber trotzdem schon deshalb nicht ganz unbeachtet bleiben dürfen, weil in ihnen eine französische Überlieferung zum Ausdruck kommt. Hat doch schon Napoleon III. nach dem Kriege von 1866 sich sehr ernstlich mit dem Plan einer Annexion Belgiens getragen und versucht, die Zustimmung des Norddeutschen Bundes zu diesem Schritt zu erlangen. Sein durch die Emser Ereignisse hernach so bekannt gewordener Botschafter Graf Benedetti hat Bismarck sogar den Entwurf eines dahingehenden Vertrages vorgelegt. Dieser hat ihn dann bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges veröffentlicht, um so Klarheit über die wahren Ziele der französischen Politik zu schaffen und die Neutralität Englands zu sichern. Es ist vielleicht ganz nützlich, sich im gegebenen Zusammenhang auf diese Vorgänge jetzt wieder zu besinnen.

Den Anstoß zur Krise gab die Berufung des Arztes Dr. Maertens in die neu geschaffene flämische Akademie für Medizin. Deren Begründung war ebenso wie die einer Akademie für Wissenschaft und Kunst dadurch notwendig geworden, daß die Königliche Akademie von Belgien es abgelehnt hatte, der Eröffnung einer flämischen Abteilung zuzustimmen. Hatte sich schon daraus eine lebhafte Verstimmung ergeben, so kam es nun durch die vom Ministerium Spaak auf Grund einer Reihe wissenschaftlicher Gutachten ausgesprochene Ernennung des Dr. Maertens zu heftigen Auseinandersetzungen. Dr. Maertens war während des Krieges Mitglied des Rats von Flandern gewesen, war daraufhin *in contumaciam* zum Tode verurteilt worden und erst nach der Amnestie von 1936 in das Land zurückgekehrt. Er war nun in seine bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt. Aber das passive Wahlrecht blieb ihm wie allen seinen Schicksalsgefährten vorenthalten. Daraufhin behaupteten die wallonischen Frontkämpferverbände, daß diese Beschränkung auch für die Mitgliedschaft in der Akademie als einer staatlichen Körperschaft gelte. Sie erhoben Einspruch gegen seine Ernennung und drohten mit Demonstrationen bei der Eröffnung der Akademien. Dr. Maertens fand sich bereit, der Feierlichkeit fernzubleiben, und so verlief diese, der auch der König beiwohnte, ohne Störung. Die Angelegenheit wurde aber in der Kammer zur Sprache gebracht und führte, als das Ministerium sich weigerte, die Berufung rückgängig zu machen, zu einer sehr erregten Debatte. Im Ergebnis erzielte das Kabinett allerdings mit 88 gegen 86 Stimmen bei 7 Enthaltungen eine kleine Mehrheit. Die 3 liberalen Minister aber, deren Partei sich auch in dieser Frage zur Trägerin der wallonischen Auffassung gemacht hatte, verweigerten ihre weitere Mitarbeit und zerbrachen damit die seit langem bestehende Regierungskoalition aus Katholiken, Sozialdemokraten und Liberalen. Das Ministerium Spaak trat am 9. II. zurück, und nach einem erfolglosen Zwischenspiel Jaspar bildete der Katholik Pierlot ein Ministerium, das sich am 23. II. dem Parlament vorstellte. In seiner programmatischen Erklärung wies er nun auf die Notwendigkeit hin, einerseits eine Finanzreform durch Ersparnisse großen Stils in die Wege zu leiten, andererseits den Wünschen der flämischen Bevölkerung entgegenzukommen, da ein weiterer Widerstand gegen sie zu gefährlichen, das Dasein des Staates bedrohenden Spannungen führen müsse. Die Gesetzgebung der Nachkriegszeit hätte allerdings die Zweisprachigkeit Belgiens anerkannt, und die örtlichen Behörden in den flämischen Landesteilen seien flamisiert. In den Zentralbehörden

hingegen sei das Flämische noch nicht zu seinem Recht gekommen. Diese Versäumnis müsse jetzt gutgemacht werden, und das Kabinett beabsichtige, zunächst im Kultusministerium eine Teilung in eine flämische und eine wallonische Abteilung durchzuführen.

Diese Ankündigungen stießen auf eine sehr kühle Aufnahme. Die Sozialdemokraten lehnten die Finanzreform ab, die Liberalen wollten von einer Erfüllung der flämischen Forderungen nichts wissen. Darüber hinaus verlangten sie die Abberufung des Dr. Maertens und wollten sich auch mit der Zusage des Ministerpräsidenten, seinen Fall im Zusammenhang mit anderen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen untersuchen zu lassen, nicht begnügen. Die Katholiken, die eine flämische und eine wallonische Gruppe in sich vereinigen, waren zwar bereit, das Kabinett ihres Parteigenossen zu unterstützen, hielten sich aber angesichts der Schwierigkeit der Lage zurück. Von den kleineren Parteien wiederum fanden die flämischen Nationalisten das Programm Pierlots unzulänglich, während die Rexisten sich auf den gleichen Standpunkt stellten wie die Liberalen. Für sie war allein der Gesichtspunkt der staatlichen Einheit Belgiens maßgebend. So gerieten sie, von denen man noch vor wenigen Jahren eine Erneuerung des politischen Lebens in Belgien erhofft hatte, in einen unüberbrückbaren Gegensatz zum nationalen Gedanken und gruben sich selbst ihr Grab. Sie wurden von ihren, wie sich dann erwies sehr zahlreichen, flämischen Anhängern verlassen und erlitten in den Wahlen eine vernichtende Niederlage.

Das Kabinett Pierlot wurde gestürzt, blieb aber als geschäftsführendes Ministerium im Amt und gab, nachdem zwei weitere Versuche einer Kabinettsbildung durch einen Sozialdemokraten und durch den liberalen Bürgermeister von Brüssel Max gescheitert waren, seine Gegenzeichnung zur Auflösung der Kammern. Gleichzeitig mit dem Auflösungsdekret wurde ein Schreiben des Königs an den Ministerpräsidenten veröffentlicht, das in ernsten Worten zur Einhaltung der Verfassung und zur Wahrung der staatlichen Einheit mahnte. Nicht zu übersehen waren in ihm einige Sätze, in denen der König darüber klagte, daß er sich immer wieder genötigt sehe, persönlich in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Tatsächlich stellt es eine interessante Erscheinung dar, daß selbst der König von Belgien, dem die Verfassung eine sehr bescheidene, im Grunde rein dekorative Rolle zuschreibt, sich fortwährend zu selbständigem Handeln gezwungen sieht. Man braucht nur an seine Neutralitätsrede vom 14. X. 1936 zu denken und jetzt zu berücksichtigen, daß eine Parlamentsauflösung der Tradition des Landes widerspricht, um zu erkennen, welche Wege die Entwicklung auch hier geht.

Schon vor der Auflösung hatten führende Mitglieder der Katholischen wie der Sozialdemokratischen Partei ein flämisches Manifest erlassen, in dem sie ein Mindestprogramm darlegten. Es lief im wesentlichen auf die Durchführung der heute schon grundsätzlich anerkannten Kulturautonomie hinaus und forderte überdies eine Verwaltungstrennung, ohne jedoch im einzelnen klarzulegen, wie diese zu gestalten wäre. Das Manifest stieß auf Widerspruch bei den Wallonen, wurde aber auch von den flämischen Nationalisten verworfen, die ihrerseits die Verwandlung Belgiens in einen Bundesstaat anstreben. Trotz solcher Uneinigkeit im flämischen Lager rechnete man allgemein auf einen starken Wahlerfolg der Nationalisten. Er ist

ausgeblieben, und die Nationalisten haben sich mit dem bescheidenen Gewinn eines einzigen Sitzes abfinden müssen, so daß sie jetzt 17 Mandate zählen. Trotzdem darf von einem Erfolge der Flamen gesprochen werden, da sie im Rahmen der Katholischen Partei, die im ganzen 10 Sitze gewann, nun über 47 Vertreter gegenüber 26 Wallonen verfügen. Allerdings kommt eine Überstimmung dieser letzteren innerhalb der parlamentarischen Fraktion nicht in Frage, da beide Gruppen gleichberechtigt nebeneinander stehen. Immerhin hat das neue Stärkeverhältnis schon dazu geführt, daß die Fraktion für das ihr nun zugefallene Präsidium der Kammer den Flamen Van Cauwelaert präsentierte. Andererseits haben auch die streng wallonischen Liberalen 10 Sitze gewonnen. Die Leidtragenden sind die Sozialdemokraten, die 6 Sitze verloren und zugleich ihre Stellung als stärkste Partei im Parlament eingebüßt haben. Völlig zerschlagen sind die Rexisten, die statt 20 nur noch 4 Abgeordnete zählen.

Die durch die Wahlen hervorgerufene Erregung hat sich dann sehr schnell gelegt. Viel dazu beigetragen hat augenscheinlich der Entschluß des Dr. Maertens, auf seinen Sitz in der Akademie zu verzichten. Die Gründe, aus denen er sich zu diesem von den Nationalisten entschieden mißbilligten Schritt bereit gefunden hat, hat er nicht bekanntgegeben. Es wäre auch nicht angebracht, nach ihnen zu fragen, wenn nicht die „Times" vom 8. IV. berichtet hätte, daß ihm ein geheimnisvoller Besuch von vier Vertretern der wallonischen Frontkämpfer vorangegangen sei, eine Tatsache, die, wenn sie zutreffen sollte, einen recht seltsamen Charakter trüge. Unabhängig davon haben zweifellos die vom König in jenem Brief ausgesprochenen Ermahnungen ihre Wirkung geübt. Trotzdem sind die Versuche M. Pierlots, die drei alten Regierungsparteien wieder zusammenzufassen, in letzter Stunde doch noch gescheitert. Die von ihm ausersehenen sozialdemokratischen Minister waren allerdings zu einem Kompromiß bereit und wollten in das Kabinett eintreten, wenn die geplante Kürzung der Gehälter und Sozialausgaben nur im Ausmaß von 3 Prozent und nicht wie beabsichtigt von 5 Prozent vorgenommen würde. Aber ein Parteikongreß hat in letzter Stunde Einspruch erhoben, und so wurde die Regierung nur von Katholiken und Liberalen gebildet. Dabei haben sich diese mit der Aufteilung des Kultusministeriums abfinden müssen. Die Wahlerfolge der Flamen haben sich also in einer grundsätzlich sehr wichtigen Frage auswirken können, und es ist anzunehmen, daß sie auch noch weitere Früchte tragen werden. Insbesondere wird man unter außenpolitischen Gesichtspunkten damit rechnen dürfen, daß der Wille zu einer ehrlichen Neutralität, dessen Träger allem zuvor die Flamen sind, sich endgültig durchsetzen wird.

Die Spannungen in Vorderasien finden begreiflicherweise in diesen Wochen nur wenig Aufmerksamkeit von seiten der europäischen öffentlichen Meinung. Man wird sie jedoch nicht außer acht lassen dürfen, wird sie vielmehr schon deshalb im Auge behalten müssen, weil sie keineswegs ohne Einfluß auf die von den Westmächten getriebene allgemeine Politik bleiben. Bestehen hier doch vielfach unlösliche Zusammenhänge, die selbst ein flüchtiger Blick auf die Karte des Mittelmeers erkennen läßt. Nicht zuletzt spielt die Frage der Versorgung der britischen

und französischen Flotte mit dem Öl aus Mossul eine Rolle. Umgekehrt wieder wird man ohne weiteres annehmen können, daß die Führer der arabischen Bewegung in den von England beherrschten oder beeinflußten Gebieten nicht minder als in Syrien die europäischen Vorgänge und ihre Bedeutung für die Haltung Großbritanniens und Frankreichs ihnen gegenüber sehr sorgfältig in ihre Rechnung einstellen.

Am 3. IV. ist der junge König Ghazi von Irak bei einer Autofahrt verunglückt und wenige Stunden hernach gestorben. Die Behörden haben bekanntgegeben, daß es sich um einen Unfall gehandelt hat, für den niemand verantwortlich zu machen sei. Zugleich hat jedoch die arabische Presse daran erinnert, daß vor wenigen Wochen kurz vor einer Ausfahrt des Königs festgestellt wurde, daß die Reifen seines Autos angeschnitten waren. Der Täter konnte damals nicht ermittelt werden. Aber das hinderte natürlich nicht, daß die öffentliche Meinung ein politisches Attentat mutmaßte und daß eine starke Erregung im Volke Platz griff. So war es denn ebenso verständlich wie bezeichnend, daß der Tod des Königs zu Ausschreitungen führte, in deren Ergebnis der britische Konsul in Mossul ermordet und das Konsulatsgebäude niedergebrannt wurde. Selbstverständlich hat die irakische Regierung dem britischen Botschafter ihr Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht und hat darüber hinaus sogar dem Konsul ein feierliches Staatsbegräbnis zuteil werden lassen. Die Schlußfolgerungen über die Volksstimmung England gegenüber, die sich aus jenen an sich natürlich zu verurteilenden Ausschreitungen ergaben, können dadurch nicht entkräftet werden. Ebensowenig kann andererseits die Haltung übersehen werden, die aus diesem Anlaß in der englischen Presse zutage trat. Gewiß hat das *de mortuis nil nisi bene* im politischen Bereich nur sehr beschränkte Geltung. Immerhin war es auffallend, wie gehässig und herabsetzend selbst der Nekrolog abgefaßt war, den die „Times" vom 5. IV. dem jungen König widmete. Mit betonter Härte stellte sie ihn als einen Mann ohne jedes Pflichtgefühl dar, der sich nur für Sport und Technik interessiert hätte. Zugleich beschuldigte sie ihn unumwunden der Mitwisserschaft am Staatsstreich des Generals Bekir Sidki und damit der Mitschuld an der Ermordung des Kriegsministers Jafar Pascha. Es fehlte eigentlich nur noch die ausdrückliche Feststellung, daß der vorzeitige Tod des Königs als eine gerechte Strafe für seinen Mangel an Hinneigung zu England anzusehen sei.

Die ungeschickte Offenheit und die Taktlosigkeit dieses Nachrufs sind denn auch in der arabischen Presse nicht unbemerkt geblieben.

Der neue König Feisal II. ist nun ein Kind von 4 Jahren, und als Regent ist von der Nationalversammlung, zu der der Senat und die Mitglieder der am 23. II. aufgelösten Kammer zusammentraten, Prinz Abdul Ilah, ein Mutterbruder des jungen Königs und Vetter seines Vaters gewählt worden. Das Kabinett Nuri-es-Said ist nach formellem Rücktritt im Amt geblieben, und die Annahme wird sicherlich nicht fehlgreifen, daß es zwar äußerlich auch fernerhin am englischen Bündnisvertrage nicht rütteln, trotzdem aber in verschärftem Maße eine arabische Politik führen wird.

Eine Verschärfung scheint sich auch in Ägypten anzubahnen, das in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß, trotzdem es ja geographisch nicht zu Vorderasien gehört. Der Wafd, der in den letzten Wahlen eine nicht unverschuldete Nieder-

Neue Bücher der STEINIGER-VERLAGE

Steiniger

WERKE DER STEINIGER-VERLAGE IM URTEIL DER PRESSE

Arnold Federmann: „Deutsche Konquistadoren in Südamerika". (164 Seiten, 8 Bilder nach alten Stichen Großoktav · Ganzleinen · Preis 6,50 RM. Verlag Reimar Hobbing)

„Mit großer Genugtuung können wir auf ein Buch hinweisen, das den deutschen Anteil an der Erschließung Südamerikas, an der „Conquista" in das richtige Licht rückt. Das ganze Werk ist eine erfreuliche Tat und eine wertvolle Bereicherung des deutschen Schrifttums." Münchener Neueste Nachrichten

„Ein sehr interessanter und bedeutsamer Beitrag zur Geschichte Südamerikas." Neue Augsburger Zeitung

E. v. Schmidt-Pauli: „Europas Dynastien und der Weltkrieg." (352 Seiten · 16 Bilder · Großoktav · Ganzleinen · Preis 8,40 RM. Verlag Reimar Hobbing)

„Durch dieses Werk erschließt sich dem Leser ein ganz neues Blickfeld für die Geschichte des Weltkrieges. Es wird bald zu einem der meistgelesenen Bücher werden, denn die flotte sprachliche und in sich spannende Gestaltung des großen und mit dem Schimmer des Geheimnisses umgebenden Themas wird jeden Leser fesseln." Mainzer Wochenschau

„Es ist eine Rückschau auf eine Epoche, die, obwohl erst wenige Jahrzehnte vergangen, uns romanhaft-unwirklicher anmutet als manche längst entschwundene." Generalanzeiger (Ludwigshafen)

Paul Wiegler: „Glanz und Niedergang der Bourbonen." (312 Seiten · 8 Bildtafeln · Großoktav · Ganzleinen · Preis 8,40 RM. Verlag Reimar Hobbing)

„Das ist die den Meister verratende Technik eines großartigen Gemäldes von zwei Jahrhunderten französischer Geschichte." Die Literatur der Kölnischen Zeitung

„Die Darstellung Paul Wieglers liest sich wie eine große historische Dichtung." Herner Zeitung

Th. Henning: „Der hölzerne Pflug." (576 Seiten · Großoktav · Ganzleinen · Preis 10,50 RM. Dom-Verlag)

„Um es vorweg zu sagen: Dies Buch darf man getrost den bedeutendsten epischen Werken unserer Zeit an die Seite stellen. — Man muß die künstlerische Gestaltungskraft bewundern, mit der Th. Henning diesen vielfältigen Stoff zu einem stets fesselnden Ganzen zusammengeschmolzen hat."

Dr. M. B., Siebenbürgisch Deutsches Tageblatt (Hermannstadt)

Fulanain: „Hadschi Rikkan, Roman eines Arabers." (260 Seiten · Großoktav · Ganzleinen · Preis 6,50 RM. Dom-Verlag)

„Wer mit der Kunst der Sprache befreundet ist, der wird von der zarten Schärfe der dichterischen Bilder, dem Rhythmus der Lautmalerei und dem schimmernden Klang der Vokale entzückt sein, der sich über dem Buche verbreitet." Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

C. H. Branner: „Ein Dutzend Menschen." (340 Seiten · Großoktav · Ganzleinen · Preis 6,40 RM. Dom-Verlag)

„Selten findet man einen solchen Reichtum scharf gezeichneter und lebensechter Figuren, und diese stehen nicht einzeln wie in der Atelierluft des liberalistisch-psychologischen Romans, sondern sind hineingezwungen in das verworrene Kräftespiel rücksichtslosen Existenzkampfes, aus dessen düsterer Tiefe zwei junge Menschen schließlich zur Selbstbesinnung und zu einer neuen Freiheit zurückfinden. Es ist ein verständnisvolles, menschlich packendes Buch." National-Zeitung (Essen)

Curt Hotzel: „Der Eselskopf." (222 Seiten · Oktav · Ganzleinen · Preis 5,20 RM. Dom-Verlag)

„Raketenfeuer aus Witz, Frohsinn, Laune, Ironie und tieferer Bedeutung sprüht dieser saft- und kraftstrotzende Roman." Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

„Freunde eines stillen Humors werden beim Lesen des Buches genußreiche Stunden haben."

National-Zeitung (Essen)

Richard von Kühlmann

DIE DIPLOMATEN

‚Das Wesen der Diplomatie und die Art ihrer Arbeit ist für viele unserer Volksgenossen noch heute von geheimnisvollem Dunkel umwittert.“ So beginnt Richard von Kühlmann die Einführung zu seinem neuen Werk. Dieses Dunkel zu lichten und den Aufbau und die Aufgaben der heutigen Diplomatie im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung darzustellen, ist Sinn und Plan dieses Buches. In einer Zeit, in der die Ministerpräsidenten der Großmächte selbst zu entscheidenden Beratungen fliegen, ist eine neue Epoche der Diplomatie angebrochen. Mit Kühlmann können wir an den Veränderungen, die sich in der Welt der Diplomaten und ihrer Funktionen während des letzten Jahrzehnts vollzogen haben, die großen Wandlungen im Umgang der Völker untereinander ablesen.

176 Seiten · 8 Bildnisse · Großoktav · Ganzleinen

6.20 RM

Steiniger

VERLAG REIMAR HOBBING · BERLIN

MONTGOMERY BELGION

NEUES AUS FRANKREICH

Wo steht Frankreich heute?

Aus der Feder des Engländers Belgion lesen wir eine glänzende Darstellung der innenpolitischen Entwicklungen Frankreichs von der Volksfront bis heute. Wir erkennen durch dieses Buch die gegenwärtige Lage unseres Nachbarstaates als Resultat der europäischen Ereignisse seit München.

In den vergangenen zwei Jahren hat Frankreichs innenpolitischer Kurs die wesentlichste Schwenkung erfahren seit Poincarés drittem „Großen Ministerium" der Republik. Viele sehen Frankreich am Beginn einer neuen Epoche, in der sich erweisen muß, über welche Kräftereserven es noch verfügt. Nicht zuletzt die Franzosen selbst glauben an eine „historische Stunde".

Belgion, der seit Jahren in Paris lebt, geht mit großer Objektivität an die brennenden Probleme Frankreichs – die soziale Umschichtung, die Reorganisation der Finanzen, die Sicherung des Kolonialreiches usw. – heran, die wir Deutsche begrüßen, da wir sie leider nur zu oft in englischen Äußerungen vermißten.

Die englische Ausgabe des Buches erregte Aufsehen. Das Buch ist außerordentlich bedeutsam für uns in einem Augenblick, in dem von der französischen Haltung so viel für das Schicksal Europas abhängt.

308 Seiten · 8 Bildnisse der wichtigsten politischen Persönlichkeiten · Großoktav · Ganzleinen **7.80** *RM*

Steiniger

VERLAG REIMAR HOBBING · BERLIN

PAUL ROHRBACH

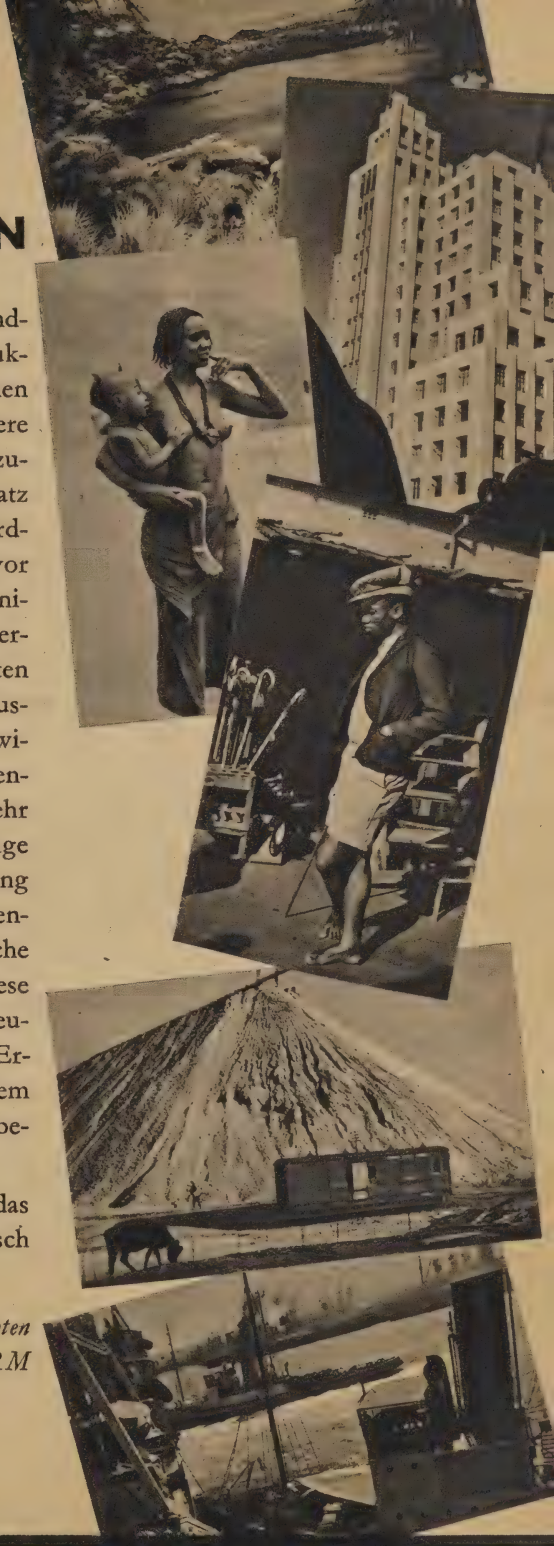
AFRIKA
HEUTE UND MORGEN

Die hier vorliegende umfassende und gründliche Untersuchung der wirtschaftlichen Struktur Afrikas und ihrer natürlichen und politischen Grundlagen würde auch ohne die besondere Bedeutung, die der Kolonialfrage heute zukommt, in Zukunft einen hervorragenden Platz unter den Büchern über den „schwarzen Erdteil" einnehmen. Sie ist das Ergebnis einer vor kurzem beendeten Reise durch den afrikanischen Kontinent. Die Tatsache steht im Vordergrund, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten Afrikas heute noch nicht im entferntesten ausgeschöpft werden. Rohrbach unterscheidet zwischen dem Gegenwarts-Afrika und dem Potential-Afrika und beweist, daß beide zwei sehr verschiedene Größen sind. Durch planmäßige Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung und durch Melioration der afrikanischen Bodenverhältnisse kann und wird das wirtschaftliche Potential Afrikas gewaltig vergrößert. Diese Einsichten gewinnen eine ungeheure Bedeutung, wenn wir Afrika als wirtschaftlichen Ergänzungsraum für Europa betrachten, an dem wir Deutsche unseren Anteil wieder bekommen müssen.

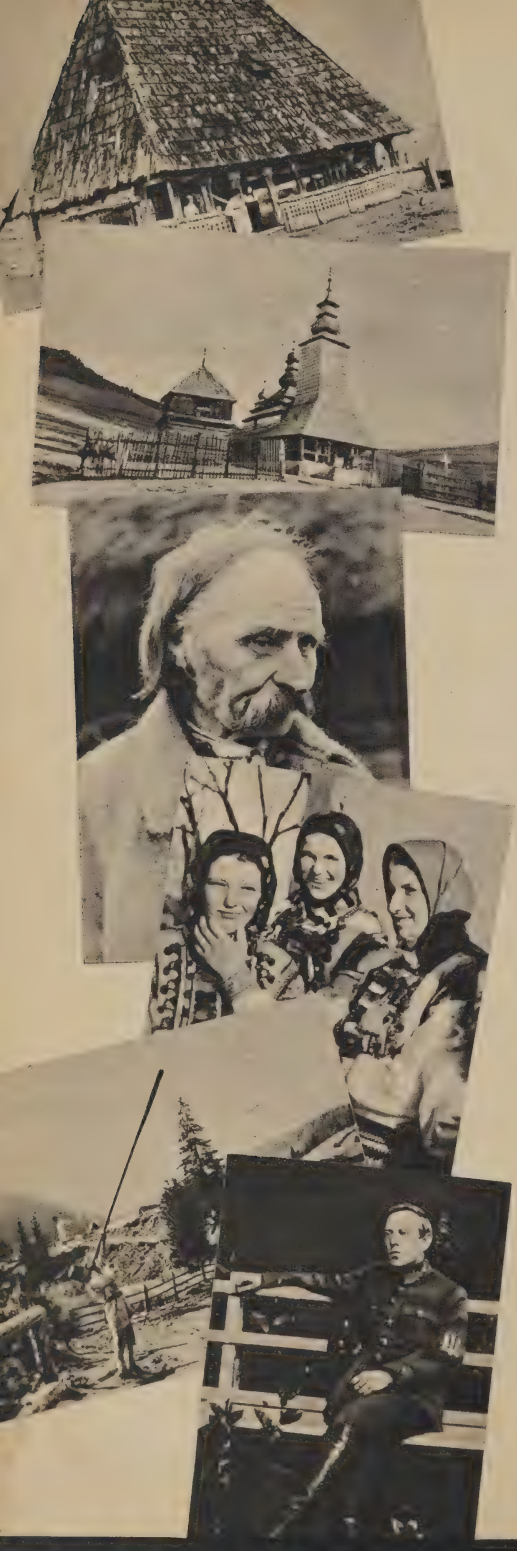
Rohrbachs farbige Schilderungskraft macht das Buch zu einem Ereignis für jeden politisch interessierten Deutschen.

312 S. · 22 Bilder · Umfangreiche statist. Übersichten
1 Bevölkerungskarte · Großoktav · Ganzl. 8.20 RM

Steiniger



VERLAG REIMAR HOBBING · BERLIN



AXEL SCHMIDT

UKRAINE

LAND DER ZUKUNFT

Die ukrainische Frage, die täglich in stärkerem Maße die Weltpresse zu beschäftigen beginnt und eine immer größere Rolle in der europäischen Politik spielt, ist nicht von gestern. Sie ist Jahrhunderte alt und hatte immer das eine Ziel: den unabhängigen ukrainischen Staat.

Der historischen Seite des Problems widmet Axel Schmidt die ersten Kapitel seines Buches. Es wird vollkommen deutlich, daß der Wunsch nach staatlicher Selbständigkeit der ukrainischen Nation nicht eingeimpft wurde, sondern stets in den stolzen Herzen dieses ritterlichen Volkes lebendig war.

Das wieder groß und mächtig gewordene Deutschland weiß, daß es dem Osten Europas nicht dieselbe Gleichgültigkeit entgegenbringen darf wie die Vorkriegsgeneration. Keinen bedeutenderen Sachkenner konnte der Verlag gewinnen als Axel Schmidt, um das erste grundlegende Buch über die ukrainische Frage der deutschen Öffentlichkeit vorzulegen. Wir erhalten einen genauen Einblick in die gegenwärtige Lage des ukrainischen Volkes und lernen ebensowohl die Kräfte kennen, die am Werke sind, einen selbständigen Staat aufzubauen, wie diejenigen, die ihn verhindern wollen.

Ausgezeichnete Fotografien werden vielen Lesern zum ersten Male Menschen und Landschaft dieses Volkes vor Augen führen.

Etwa 200 Seiten · 16 Bilder · Großoktav · Ganzleinen
***6.80** RM*

Steiniger

VERLAG REIMAR HOBBING · BERLIN

FREDRIK BÖÖK

DAS REICHE UND DAS ARME

SCHWEDEN

Alle, die Schweden kennenlernen und sich nicht damit begnügen wollen, in ihm ein gastfreies Reiseland zu sehen, werden in diesem Werk zum erstenmal Antwort auf viele bisher offene Fragen finden. Das Buch ist ein in der Form unterhaltsamer, im Inhalt jedoch überaus gründlicher Querschnitt durch Schwedens politische, geistige, wirtschaftliche und soziale Lage.

„Das Werk hat alle Eigenschaften, als das Standardwerk über Schweden berühmt zu werden."
National-Zeitung, Essen

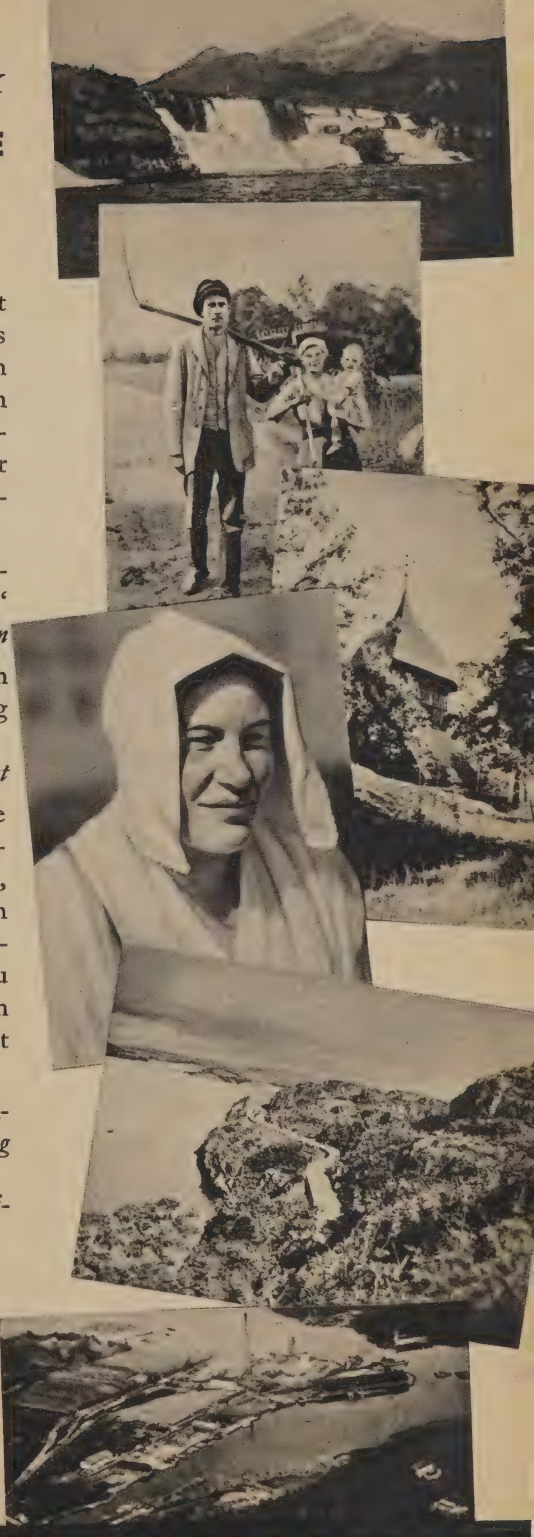
„Wer könnte uns ein besserer Führer durch Schweden sein als der vielwissende und geistig scharfgesichtige Fredrik Böök?"
Hamburger Fremdenblatt

„Mit voller Absicht hat es der Autor für seine Aufgabe angesehen, seine Eindrücke in die lebendige Form einer Reiseschilderung zu kleiden, sodaß wir garnicht merken, wie sehr wir doch auf jeder Seite dieses vortrefflichen Werkes belehrt werden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die zahlreichen prächtigen Fotos von Land und Leuten, die den Wert des Buches nur noch unterstreichen.

Wir wünschen dem Werk weiteste Verbreitung." *Main-Fränkische Zeitung*

Das Werk enthält 16 ausgezeichnete Fotos schwedischer Landschaften und schwedischer Menschen

272 Seiten · Großoktav · Ganzleinen
8.40 RM



Steiniger

VERLAG REIMAR HOBBING · BERLIN

LUTHER · DIE H

Neu herausgegeben von H

Die einzige einbändige Ausgabe sämtlicher

„Die Ausgabe der Hauptschriften Luthers, vom Verlag Ernst Steiniger zu dem erstaunlich niederen Preis von 6 RM dargeboten, ist mit Freuden zu begrüßen. Wir haben in ihr eine Brücke, auf der das deutsche Volk wieder an Luther selbst herankommen kann. Denn die Auswahl ist gut und zeitgemäß. Die Übersetzung bzw. Wiedergabe der Schriften Luthers ist so, daß sie von jedem Deutschen unserer Zeit ohne weiteres gelesen und verstanden werden kann. Ich habe jedenfalls Luther noch niemals so glatt und geläufig lesen können wie in diesem Deutsch, das durchaus nicht antik ist und doch die Kraft der Sprache Luthers nirgends vermissen läßt.

Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn dies Buch z. B. auf dem Wege des Konfirmationsgeschenkes in recht viel Häuser und Familien käme. Denn Luther ist

Mehr als 600 Seiten · 20 Wiederga

Großoktav · Ganzleinen

V E R L A G E R N S T S T

UPTSCHRIFTEN

v. CAMPENHAUSEN

chtigen Schriften des deutschen Reformators

und bleibt der Mann, der uns auch heute noch aufhorchen läßt und von dem wir alle noch recht viel lernen können." Generalsuperintendent i. R. D. Johannes Eger

„... Die vornehme Ausstattung des Buches, deren Bildtafeln dem Auswahltext gut angepaßt sind — dadurch, daß sie einen Eindruck vom Gesicht der Umwelt, der reformationszeitlichen Druckwerke und der Handschrift Luthers vermitteln —, sichern dem Verlag seinen Anteil an dem Dank, der dem Herausgeber für das Wagnis seiner entsagungsvollen Arbeit gebührt. Der erstaunlich niedrige Preis sollte jedermann zur Anschaffung reizen, den der Name Luther irgendwie aufhorchen macht." Prof. D. E. Wolf (Halle)

n alter Stiche und Handschriften

RM · Halbleder 7.50 RM

I N I G E R · B E R L I N

LUTHER · DIE HAUPTSCHRIFTEN

Neu herausgegeben von H. v. CAMPENHAUSEN

Die einzige einbändige Ausgabe sämtlicher wichtigen Schriften des deutschen Reformators

„Die Ausgabe der Hauptschriften Luthers, vom Verlag Ernst Steiniger zu dem erstaunlich niederen Preis von 6 RM dargeboten, ist mit Freuden zu begrüßen. Wir haben in ihr eine Brücke, auf der das deutsche Volk wieder an Luther selbst herankommen kann. Denn die Auswahl ist gut und zeitgemäß. Die Übersetzung bzw. Wiedergabe der Schriften Luthers ist so, daß sie von jedem Deutschen unserer Zeit ohne weiteres gelesen und verstanden werden kann. Ich habe jedenfalls Luther noch niemals so glatt und geläufig lesen können wie in diesem Deutsch, das durchaus nicht antik ist und doch die Kraft der Sprache Luthers nirgends vermissen läßt.

Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn dies Buch z. B. auf dem Wege des Konfirmationsgeschenkes in recht viel Häuser und Familien käme. Denn Luther ist und bleibt der Mann, der uns auch heute noch aufhorchen läßt und von dem wir alle noch recht viel lernen können." Generalsuperintendent i. R. D. Johannes Eger

„... Die vornehme Ausstattung des Buches, deren Bildtafeln dem Auswahltext gut angepaßt sind — dadurch, daß sie einen Eindruck vom Gesicht der Umwelt, der reformationszeitlichen Druckwerke und der Handschrift Luthers vermitteln —, sichern dem Verlag seinen Anteil an dem Dank, der dem Herausgeber für das Wagnis seiner entsagungsvollen Arbeit gebührt. Der erstaunlich niedrige Preis sollte jedermann zur Anschaffung reizen, den der Name Luther irgendwie aufhorchen macht." Prof. D. E. Wolf (Halle)

Mehr als 600 Seiten · 20 Wiedergaben alter Stiche und Handschriften

Großoktav · Ganzleinen **6** *RM · Halbleder 7.50 RM*

VERLAG ERNST STEINIGER · BERLIN

Deutsche Männer

200 Bildnisse und Lebensbeschreibungen

Mit einem Vorwort von

Prof. WILHELM SCHÜSSLER

„Das große geistige Erbe der deutschen Vergangenheit wachzuhalten und ein ahnungsvolles Bild von der kulturellen und politischen Größe unseres Volkes zu vermitteln unter dem Leitgedanken, daß die Geschichte Politik vergangener Zeit ist, ist der Zweck dieser zweihundert Bildnisse und Lebensbeschreibungen deutscher Männer."

„Als Ganzes ist das Werk, auch mit Rücksicht auf den niedrigen Preis, als eine hervorragende Leistung anzusprechen."

(*Deutsche Allg. Zeitung, Berlin*)

Eine andere bedeutende Tageszeitung begrüßte das Erscheinen dieses außerordentlichen Buches mit einem Aufsatz, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Wer diese ‚Deutschen Männer' kauft oder schenkt, wird weder selbst enttäuscht sein noch den Beschenkten enttäuschen; ich kann mir nicht leicht ein Buch denken, das in so anregender Art so tief ergreift und belehrt."

Solchen Würdigungen ist nichts hinzuzusetzen. Für die sorgfältige Gestaltung der Texte bürgen die bekannten Namen der Mitarbeiter. Von der Schönheit der Bilder kann Sie nur das Werk selbst überzeugen. Es ist in jeder Buchhandlung vorrätig.

420 Seiten · 200 ganzseitige Bildnisse nach zeitgenössischen Vorlagen · Großoktav · Ganzleinen

4.80 RM

VERLAG ERNST STEINIGER · BERLIN

Mit der Postkutsche durch Deutschland

Eine Reise vor hundert Jahren

C. W. SCHMIDT

Welch ein liebenswürdiges Buch voll Anmut und stiller Ruhe, ein Buch, das uns aus Großstadt und Alltag weit hinwegführt in ein verzaubertes Tal. Es will uns nicht zeigen wie schön unser Deutschland einst war, sondern wie schön es ist, wenn wir seine Schönheit zu sehen vermögen. Es will uns sagen, daß der Reichtum der Welt nur für den vorhanden ist, dessen Herz voll Erwartung ist und dessen Sinne wach sind.

„Was die deutsche Romantik vor hundert Jahren eräugte, wird zu einer stillen Fatamorgana eines unverrückbaren Naturerlebens."

Hamburger Tageblatt

„Dieses Lesebuch fürs deutsche Haus ist eines der schönsten Geschenke, die wir uns denken können . . .

Wer sein deutsches Vaterland liebt, der kann nicht anders als diese Stahlstiche in Staunen und Nachdenken zu durchblättern."

Braunschweiger Tageszeitung

„Der besondere Wert des Buches liegt in wundervoll reproduzierten zeitgenössischen Stahlstichen nach ersten Meistern." *Oderzeitung*

344 Seiten · 155 Wiedergaben zeitgenössischer Stahlstiche · Großoktav · Ganzleinen

4.80 RM

VERLAG ERNST STEINIGER · BERLIN

La Fère
Chauny
Noyon
Cuts
1.
Nanteuil
le Haudouin
Dammartin
6.
Meaux
PARIS
5.

E. O. VOLKMANN

Der große Krieg

1914–1918

Hier liegt endlich eine Darstellung des Krieges vor, die jedem alten Soldaten die Bedeutung der von ihm miterlebten Aktionen für Sieg und Niederlage unserer Heere zeigt – die der Jugend Kenntnisse vermittelt, die für das Verständnis unseres Jahrhunderts notwendig sind.

Unter Berücksichtigung der letzten Ergebnisse der amtlichen Forschung liegt nun eine Geschichte des Weltkrieges vor, deren Kürze und Klarheit nicht zu übertreffen sind. Dieses Werk ist die vollständig neu bearbeitete Ausgabe der bereits im Jahre 1919 erstmals erschienenen Kriegsgeschichte E. O. Volksmanns. 14 Tage nach dem Erscheinen der neuen Bearbeitung waren bereits 10000 Exemplare verkauft. Von der Gesamtauflage des Buches wird jetzt das 34. bis 43. Tausend ausgeliefert.

Die Frankfurter Zeitung schreibt:

„Hier ist eine kurzgefaßte Darstellung, klar, sachlich, von hohem Werte erschienen und mit hervorragendem Karten- und Bildmaterial ausgestattet (für den Preis von RM 2.85 fast unvorstellbar).

Die Beigabe wichtiger Faksimile-Dokumente bewegt noch heute. Ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, das den Mitkämpfern das Herz warm werden läßt, auf Söhne und Enkel aber beispielgebend wirken kann."

„Ein großer Vorzug dieses Buches ist es, daß es wirklich allgemein verständlich geschrieben ist und auf diese Weise auch den Leser fesseln wird, der keine ausgesprochen militärischen oder strategischen Kenntnisse mitbringt. Ich begrüße es besonders, daß auch die politischen Ereignisse dieser Zeit Berücksichtigung finden."

Rud. Stache, Der Mitteldeutsche, Magdeburg

316 Textseiten · 60 Karten · 32 ganzseitige Bildnisse bedeutender Heerführer

8 wichtige Dokumente in Faksimile-Wiedergabe · Oktav · Ganzleinen

2.85 RM

Steiniger

VERLAG ERNST STEINIGER · BERLIN

Jeder Band 2.85 RM

Unsere Emden *Kaperfahrten im Indischen Ozean.*

Von Robert Witthoeft, Vizeadmiral

Keines unserer Kriegsschiffe der alten Marine ist so für jeden Deutschen ein Begriff geworden, Symbol eines beinahe verwegenen Mutes, wie die kleine „Emden", die bereits am 9. November des ersten Kriegsjahres in einem heroischen Endkampf einem weit überlegenen Gegner unterlag.
Ein Offizier dieses Schiffes schildert fesselnd und spannend die Kaperfahrten in den südlichen Meeren.
204 Seiten · 18 Fotos · 2 Karten · Ganzleinen

Wir jagten Panzerkreuzer *Kriegsabenteuer eines U-Boot-Offiziers.*

Von Johannes Spiess.

Unter der reichen U-Boot-Literatur darf das vorliegende Werk einen Sonderplatz beanspruchen. Der Verfasser war seit dem 1. Oktober 1912 bei der U-Boot-Waffe tätig und hat ihr bis Kriegsende in Treue und mit größtem Erfolg angehangen.
Die Schrift dient nicht nur unterhaltender Belehrung, sondern sie ist vielmehr ein wertvoller Beitrag zur Seekriegsgeschichte. *(Militär-Wochenblatt)* *232 Seiten · 16 Fotos · Ganzleinen*

Vollgas! Ein Fliegerleben.

Von Franz Schlenstedt

Ein Leben rollt vor uns ab, das stets nur ein Ziel kennt: Fliegen! Der Junge auf der Schulbank — es war lange vor dem Kriege — faßte den Plan, Flieger zu werden, und führte ihn aus. Der Mann steht an leitender Stelle in der Deutschen Lufthansa. Dazwischen liegen 30 Jahre im Dienste des Fluggedankens und seiner großartigen Verwirklichung in Krieg und Frieden. Dem Buch wurden ausgezeichnete Bilder mitgegeben, einige aus der Anfangszeit des Motorflugzeuges. *254 Seiten · 19 Fotos · Ganzleinen*

Eine Frau ging in den Urwald *Schicksal einer deutschen Amazonas-Expedition*

Von Pola Brückner

Dieses Buch ist wie ein Gemälde, es ist mit breitem Pinselstrich in glühenden Farben gemalt — in den Farben des tropischen Urwaldes. — Die Frau August Brückners, des Kulturfilmpioniers, hat es geschrieben. Es ist die Geschichte der letzten Expedition August Brückners zum Oberlauf des Amazonas, auf der ihn die Verfasserin begleitete. *184 Seiten · 18 Bilder · 2 Karten · Ganzleinen*

Für Freiheit und Vaterland *Ein Buch von deutschen Soldaten*

Von Martin Lezius

Schilderungen von den Heldentaten und Abenteuern deutscher Soldaten auf allen Schlachtfeldern Europas unter deutschen und fremden Fahnen von der Zeit des Großen Kurfürsten bis zum Weltkrieg. Die Schicksale der Hessen in Amerika, der Sachsen 1812 in Rußland, die entscheidenden Stunden eines Yorck, eines Schill in ihren soldatischen Laufbahnen und viele andere, fast vergessene Taten deutscher Krieger verfolgen wir mit der größten Anteilnahme, gefesselt von der dramatischen Darstellungskraft des Verfassers. *(Deutscher Jägerbund)* *324 Seiten · 12 Bilder nach zeitgenössischen Vorlagen · Ganzleinen*

Steiniger

VERLAG ERNST STEINIGER

E I N I G E R · B E R L I N

Die hier angezeigten und alle übrigen Werke der Steiniger-Verlage werden Ihnen in jeder Buchhandlung vorgelegt. Einzelprospekte, Sonderdrucke und Verlagsverzeichnisse fordern Sie am besten direkt an durch die STEINIGER-VERLAGE, BERLIN SW 68, BEUTHSTRASSE 6–8

lage erlitt, tritt neuerdings wieder stärker in den Vordergrund und entfaltet eine sehr lebhafte Propaganda gegen England. Ihren Ausgangspunkt bildet der Gedanke, daß für Ägypten keinerlei Anlaß bestehe, sich um englischer Interessen willen in einen Krieg hineinziehen zu lassen. Das sei um so weniger der Fall, als England vorgebe, für den demokratischen Gedanken einzutreten, während es in Ägypten die durchaus antidemokratische Regierung Mohamed Pascha Mahmud unterstütze. Zugleich werden heftige Anklagen gegen den britischen Botschafter erhoben, der sich ständig in die inneren Angelegenheiten des Landes einmische.

Gerade aus den Berichten der englischen Presse über diese Agitation empfängt man den Eindruck, daß sie in der Bevölkerung viel Anklang findet. Es ist keineswegs unglaubhaft, daß sich auf dieser Grundlage eine Renaissance des Wafd vorbereitet, dem noch vor wenigen Jahren die erdrückende Mehrheit des ägyptischen Volkes willig folgte und der sich unleugbare Verdienste um das Land erworben hat. Vor allem war es ihm zu danken, wenn Ägypten durch den Vertrag vom 26. VIII. 1936 wenigstens eine relative Unabhängigkeit erlangte, und wenn es am 8. V. 1937 im Ergebnis der Konferenz zu Montreux die Aufhebung der Kapitulationen durchzusetzen vermochte. Augenscheinlich war der Wafd auch entschlossen, den Kampf gegen England weiterzuführen, und gerade darum ist anzunehmen, daß dieses bei seiner Verdrängung hinter den Kulissen entscheidend mitgewirkt hat. Nun scheint ihn aber die Woge der Volksgunst wieder emporzutragen, und unwillkürlich wird man daran erinnert, wie die Verwicklungen um Abessinien es ihm ermöglichten, an die Macht zu gelangen. Der Gedanke liegt sehr nahe, daß die Vorgänge, die sich zu Beginn des Jahres 1936 abspielten, sich nun aus ähnlichem Anlaß und mit ähnlichem Ergebnis wiederholen könnten. Unter allen Umständen ist zu erwarten, daß auch das jetzt amtierende Kabinett mit der Volksstimmung rechnen und England gegenüber eine entschiedenere Stellung einnehmen wird. Dazu kommt, daß Kairo ohnehin in den letzten Jahren in steigendem Maße zu einem Zentrum des panarabischen Gedankens geworden ist. Auch London rechnet mit dieser Tatsache, und daraus erklärt es sich wohl, daß es nach unwidersprochenen Pressemeldungen die ägyptische Hauptstadt zum Orte neuer Verhandlungen über die palästinensische Frage erwählt hat. Der Ministerpräsident Mohamed Pascha Mahmud und ein Vertreter Ibn Sauds sollen sich zur Vermittlung bereit gefunden haben, und England soll weitgehendes Entgegenkommen zeigen. Wieweit das richtig ist, muß noch dahingestellt bleiben. Vorläufig geht der durch das Scheitern der Londoner Konferenz von neuem angefachte Kampf in Palästina mit aller Schärfe weiter, und die englischen Truppen üben nach wie vor schonungslosen Terror aus. Sie haben sich auch an den Ostertagen keine Zurückhaltung auferlegt, eine Tatsache, die Hervorhebung verdient, weil die englische Presse Italien einen so schweren Vorwurf daraus machte, daß es die Besetzung Albaniens gerade am Karfreitag vollzog. Im gleichen Zusammenhang sei übrigens auch eine Meldung der „Times" vom 10. IV. erwähnt, nach der die Araber Palästinas über die Vergewaltigung der albanischen Mohammedaner durch Italien empört seien. Die gleiche Empörung wurde den indischen Mohammedanern zugeschrieben. Die englischen Leser der „Times" mögen davon mit Genugtuung Kenntnis genommen haben. Außerhalb Englands wird man sich die Frage vorgelegt haben, ob nicht

die Araber in Palästina und die Mohammedaner in Indien durch den Kampf gegen die englische Gewaltherrschaft allzusehr ausgefüllt sind, als daß sie demselben England den Gefallen erweisen könnten, sich gegen seine europäischen Gegenspieler zu wenden.

Im höchsten Maße gespannt ist auch die Lage in Syrien. Nachdem Frankreich, wie im Februarheft der „Europäischen Revue" dargelegt wurde, sich von den Verträgen losgesagt hat, durch die die Aufhebung des Mandats vorbereitet werden sollte, und nachdem es durch den Vertrag vom 4. VII. 1938 das Sandschak Alexandrette tatsächlich von Syrien abgetrennt und der Türkei ausgeliefert hat, hat auch dort der Kampf gegen die Mandatsmacht von neuem eingesetzt. Eine besondere Verschärfung wurde in ihn durch eine vom Hochkommissar erlassene kirchliche Gemeindeordnung hineingetragen, die im Widerspruch zum mohammedanischen Recht stand. Sie mußte zurückgenommen werden, und das Ministerium Djemil Marvam, das ihr zugestimmt hatte, wurde am 19. II. gestürzt. Der Nationale Block, der das Parlament beherrscht, verweigerte seine Mitwirkung bei der Neubildung einer Regierung und rief am 20. III. zum passiven Widerstand gegen Frankreich auf. Gleichzeitig wurde wieder wie im Jahre 1936 der Generalstreik ausgerufen und ein Boykott über die französischen Behörden, Geschäfte und Privatpersonen verhängt. Daraufhin hat der Hochkommissar den Kriegszustand verkündet und Damaskus ebenso wie eine Reihe anderer Städte unter militärische Verwaltung gestellt. Die unvermeidliche Folge waren blutige Zusammenstöße. Inzwischen wird unter dem 7. IV. gemeldet, daß ein neues Ministerium gebildet worden ist. An seiner Spitze steht ein früherer Oberst der türkischen Armee Nassuhy Bokhari, der ebenso wie seine Mitarbeiter als gemäßigter Nationalist bezeichnet wird, von dem jedoch die französische Presse selbst melden muß, daß er politisch ganz unbekannt sei und auf eine Mehrheit im Parlament nicht rechnen dürfe. Diesen Umstand unterstreicht auch die englische Presse, die zugleich zu berichten weiß, daß der Wunsch nach einer Vereinigung Syriens mit dem Irak immer mehr Anhänger gewinne und, ohne Widerspruch zu finden, sogar in der Kammer laut geworden sei. Es kann ruhig dahingestellt bleiben, wieweit das richtig ist. Interessant ist die Meldung an sich, weil sie zeigt, daß England augenscheinlich an dem Plane festhält, eine Lösung der vorderasiatischen Probleme auf Kosten seines Bundesgenossen zu erreichen, indem Libanon und Latakia abgetrennt und zum jüdischen Nationalheim erklärt, das eigentliche Syrien aber entweder mit dem Irak oder mit Transjordanien und Palästina zusammengeschmolzen wird, um so zugleich die arabischen und die jüdischen Forderungen zu befriedigen. Es ist jedoch in hohem Maße unwahrscheinlich, daß Frankreich seinen traditionellen Herrschaftsanspruch auf Syrien fallen lassen wird. Auf alle Fälle handelt es sich hier um Pläne, die nicht von heute auf morgen verwirklicht werden können und die über die gegenwärtige höchst kritische Lage nicht hinwegzuhelfen vermögen. Erschwert aber wird diese Lage noch durch das Hatay-Problem. Die Türkei drängt augenscheinlich auf eine formelle Einverleibung des Sandschak. Wenn Frankreich, das allen Grund hat, Ankara gefällig zu sein, dem nachgibt, wird das in Syrien einen neuen Sturm der Entrüstung hervorrufen, wird im übrigen auch Frankreichs Treue gegenüber den Verpflichtungen, die es durch den syrischen Mandatsvertrag übernommen hat, erneut in grelle Beleuchtung rücken.

Der Kampf, den das Arabertum um sein Recht und seine Freiheit zu führen gezwungen ist, verdient an sich Beachtung. Darüber hinaus wird durch ihn die Aufrichtigkeit veranschaulicht, mit der sich England wie Frankreich zu den sittlichen Grundsätzen verhalten, zu denen sie sich in Worten so laut bekennen. Nicht zuletzt aber ist dieser Kampf bedeutsam, weil er eine Bresche in die Einkreisungspolitik am Mittelmeer schlägt.

Die Liga der Nationen ist eigentlich kein Gegenstand ernster Betrachtung mehr. Gewiß gibt sie gelegentlich noch Lebenszeichen von sich. So sah sich eine von ihr bestellte Kommission jüngst veranlaßt, den spanischen Bolschewisten zu bescheinigen, daß die von ihnen nach Genf entführten Kunstschätze und sonstigen Werte mit höchster Sorgfalt verpackt seien. Diese bemerkenswerte Feststellung wurde tatsächlich in den Drucksachen der Liga einer staunenden Welt bekanntgegeben. Abgesehen von solchen Eskapaden aber beschränkt sich ihre Tätigkeit darauf, den Ereignissen auszuweichen und Austrittserklärungen entgegenzunehmen. Trotzdem besteht ein Interesse daran, in gewissen Zeitabständen die sich häufenden Symptome des Absterbens einer Einrichtung zu verzeichnen, die vor nur zwei Jahrzehnten mit dem Anspruch auf die Lenkung der Schicksale einer Welt ins Leben trat und die immerhin mehrere Jahre hindurch eine sehr gewichtige Rolle gespielt hat.

Der Abstieg der Liga begann erkennbar 1933, als im März Japan und im Oktober Deutschland die Mitgliedschaft kündigten. Trotzdem gelang es ihr noch zu Beginn des Jahres 1935, in dem durch die Ermordung des Königs Alexander entstandenen Streit zwischen Jugoslawien und Ungarn zu vermitteln. Diesen ihren letzten Erfolg wußte sie zu Propagandazwecken fast ebenso stark auszunutzen wie die Beilegung des Zusammenstoßes zwischen Bulgarien und Griechenland im Jahre 1925, der bis dahin immer angeführt wurde, wenn jemand an ihrer Daseinsberechtigung zu zweifeln wagte. Dann kam jedoch der abessinische Krieg und der Sanktionsfeldzug, durch den sie in ihren Grundfesten erschüttert und vor aller Welt bloßgestellt wurde. Seitdem verlegte sie sich auf die Taktik des Ausweichens und der Abwälzung aller Verantwortung auf andere. Als im Juli 1936 der spanische Bürgerkrieg ausbrach, wurde in Genf verkündet, daß die Liga nur für internationale Kriege zuständig sei, und auf französische Anregung wurde der Nichteinmischungsausschuß in London geschaffen. Die Liga aber begnügte sich damit, die Anklagereden des Herrn del Vayo gegen Deutschland, Italien und General Franco anzuhören und inhaltlose Entschließungen zu fassen. Ein Jahr darauf entbrannte der Konflikt zwischen China und Japan. Nun schob die Liga die Unterzeichner des Washingtoner Neun-Mächte-Vertrages vom 6. II. 1922 vor und veranlaßte sie im November 1937, in Brüssel zu einer Konferenz zusammenzutreten. Ihrerseits beschränkte sie sich wieder auf Entschließungen. Der Anschluß Österreichs rief bloß eine Debatte über den Beitrag dieses seines einstigen Mitgliedes hervor, und auf die Ereignisse des September 1938 reagierte sie einzig mit einer Mahnung zum Frieden, die im Grunde eine Dankadresse an den Präsidenten Roosevelt darstellte, der doch durch seine Botschaft vom 26. IX.

zur Lösung der Krise wahrlich nicht beigetragen hatte. Zur Angliederung Böhmens und Mährens endlich und zu den Ereignissen in Albanien hat die Liga überhaupt nicht Stellung genommen.

Um so lebhafter ist die Tätigkeit, die sie bei der Registrierung von Austrittserklärungen entfalten muß.

Im Laufe der Jahre haben ihr im ganzen 64 Staaten angehört, allerdings auf einmal nie mehr als 62. Die erste Austrittserklärung kam schon 1925 von Costarica, dessen Gründe für diesen Schritt freilich nicht zu erkennen waren. 1926 kündigte Brasilien seine Mitgliedschaft, als ihm der geforderte ständige Ratssitz verweigert wurde. Dann trat eine längere Pause ein. 1933 schieden, wie bekannt, Japan und Deutschland aus, 1937 Italien. Darüber hinaus bedeutete es für die Liga eine schwere Erschütterung, als am 2. VI. 1938 Chile seine Mitgliedschaft kündigte, weil die in erster Reihe von ihm geforderte Satzungsreform gescheitert war. In der Zwischenzeit aber hatten Paraguay, Guatemala, Honduras, Nicaragua und Salvador gekündigt. Im Juli 1938 schloß sich Venezuela ihnen an. Diesem Beispiel ist jetzt Peru gefolgt, und aus Montevideo liegt die Meldung vor, daß Uruguay allernächstens den gleichen Schritt tun wird. 1938 brachte auch das Ausscheiden Österreichs, und mit dem Zerfall der Tschecho-Slowakei hat auch deren Mitgliedschaft aufgehört. Jetzt hat unter dem 11. IV. Ungarn seinen Austritt angezeigt, und unter dem 13. IV. hat Albanien dasselbe getan. Darauf hat allerdings der Generalsekretär Avenol mit einem Telegramm geantwortet, in dem er die Zuständigkeit des Präsidenten der albanischen Nationalversammlung Verlaci für einen solchen Schritt in Zweifel zieht und die Entscheidung der Liga vorbehält. Am Ergebnis wird das natürlich nichts ändern können.

So sind es denn, Uruguay eingerechnet, nicht weniger als 18 Staaten, die die Liga verlassen haben, darunter die drei Weltmächte Deutschland, Italien und Japan und die zwei südamerikanischen Großstaaten Brasilien und Chile. Daß die Vereinigten Staaten von Amerika, das neue Kaiserreich Mandschukuo und der stärkste arabische Staat Saudien der Liga von vornherein ferngeblieben sind, braucht nur nebenbei erwähnt zu werden. So zählt sie jetzt im ganzen nur noch 46 Mitglieder.

Noch vor wenigen Jahren konnte man das Urteil über die Liga dahin zusammenfassen, daß sie allerdings auf politischem Gebiet völlig versagt, aber in humanitären, kulturellen und wirtschaftlichen Fragen einiges Anerkennenswerte geleistet habe, wobei sie freilich im wesentlichen auf den Grundlagen aufbaute, die schon in der Vorkriegszeit geschaffen waren. Man konnte daraufhin die Möglichkeit ins Auge fassen, daß sie im Falle eines Verzichts auf weitere politische Tätigkeit erhalten bleiben und in dieser Beschränkung einen Mittelpunkt für die internationale Zusammenarbeit bilden könnte. Heute ist auch das überholt, nicht zuletzt infolge der Mitgliedschaft der Sowjetunion, die vor allem auf humanitärem Gebiet vielfach geradezu Sabotage getrieben hat. Heute erscheint die Auflösung der Liga als notwendige Voraussetzung jeder internationalen Zusammenarbeit. Es fragt sich nur noch, ob diese Voraussetzung durch einen freiwilligen Entschluß geschaffen werden wird oder durch das langsame Absterben, das so sichtlich im Gange ist und auf keine Weise mehr aufgehalten werden kann.

FREIHERR VON FREYTAGH-LORINGHOVEN

DER DANK DER DEUTSCHEN VOLKSGRUPPEN AN ADOLF HITLER

Zum 50. Geburtstag des Führers

Nach der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reiche hat ein Franzose Adolf Hitler den größten Deutschen aller Zeiten genannt. Auch aus anderen Ländern, wo der Aufstieg des Reiches mit Unbehagen beobachtet wird, sind immer wieder und besonders zahlreich aus Anlaß des Geburtstages des Führers ähnliche Stimmen zu hören gewesen. Diese Urteile der Nichtdeutschen sind nur bezeichnend, aber nicht maßgebend. Entscheidend ist das Urteil des deutschen Volkes, in dem Adolf Hitler unumstritten als der größte Sohn seines Volkes dasteht.

In der Weltgeschichte hat sich so manches Wunder ereignet. Die Auferstehung unseres Volkes ist für uns das größte. Kann es ein größeres Wunder geben, als die Wandlung der schwersten Niederlage auf friedlichem Wege in den herrlichsten Sieg? Mutet es einen nicht wie eine Geschichte aus einem schönen Sagenbuche an, daß ein zerrissenes, schwaches, ohnmächtiges Volk in wenigen Jahren von einem unbekannten Mann wieder zu Stärke und Einigkeit geführt wird?

Es gibt nur ein deutsches Volk und es gab nur ein deutsches Volk auch zu der Zeit, als das Sudetenland und die Ostmark noch staatlich vom Reich getrennt waren. Diesem einen Gesamtvolk gehören auch die deutschen Volksgruppen an, deren Zahl in Europa über sieben Millionen liegt, die Staatsangehörige von mehr als zehn außerdeutschen Staaten sind. Kann in der von gläubiger Bewunderung getragenen Urteilsbildung über die Befreiungstaten des Führers, im mächtigen Chor der Gefolgschaft Adolf Hitlers, die sich als das geschlossene Volk Großdeutschlands darstellt, der Dank der Volksdeutschen Anspruch darauf erheben, als eine Sonderstimme gehört und gewertet zu werden? Diese Frage wird jeder bejahen, der die Sonderlage der

Volksgruppen und ihre im Vergleich zum Muttervolke ganz anders gelagerten Entwicklungsvorgänge der Nachkriegszeit — auch den außenpolitischen — zu berücksichtigen bereit ist. Um nur eine Wesensseite dieser Unterschiedlichkeiten anzudeuten, sei aus einem Glückwunschtelegramm des Vorsitzenden des Volksbundes der Deutschen in Ungarn ein Satz angeführt: „Unsere Volksgruppe", sagt Dr. Franz Basch, „gehört zu den glücklichsten, weil ihre Angehörigen sowohl als Volksdeutsche wie als ungarische Staatsbürger mit gleich glücklich-dankbarem Herzen ihre Wünsche dem Führer darbringen dürfen." Es ist Schicksal und Widerspiegelung ungelöster Spannungen, daß wohl viele Volksgruppen heute noch nicht in der Lage sind, ein solches Zusammenfallen von volksdeutscher und zwischenstaatlicher Verbundenheit bekunden zu dürfen.

Die Geschichte zeigt, daß es den Volksgruppen immer schlecht geht, wenn das Muttervolk entmachtet ist, und daß eine neue Verfolgungswelle sie trifft, wenn der Staat des Muttervolkes sich den Weg zu einem Wiederaufstieg freilegt. Das erweist auch ein Blick auf die Ereignisse der Nachkriegsjahre. Von 1919 bis 1923 wurden die Volksgruppen von den schwersten Schlägen getroffen, die in dem einen Lande als Massenschließungen deutscher Schulen, in dem anderen als Besitzenteignungen, in den meisten als wirtschaftliche Abdrängungen vom Arbeitsplatz, Arbeitslosigkeit und Abwanderungszwang in Erscheinung traten. Die Jahre 1933 und 1934 brachten überall neue Rückschläge für die Volksgruppen. Es war das die Zeit, in der bald in dem einen, bald in dem anderen Parlament Entschließungen zur Annahme gelangten, die den Nationalsozialismus als eine dem Heimatstaate der Volksgruppe fremde und feindliche Bewegung kennzeichneten. Es waren die Jahre, in denen jedes Bekenntnis der Volksdeutschen zum Führer und seiner Bewegung die schärfsten Verfolgungen nach sich zog. Andererseits konnte schon damals der Behauptung, Adolf Hitler sei ein „Diktator", mit keiner Begründung besser begegnet werden als mit dem Hinweis auf die Volksdeutschen, die ja seinem Regiment nicht unterstanden und sich freudigen Herzens zu der Erneuerung ihres Muttervolkes bekannten.

Der Nationalsozialismus mußte notwendigerweise bei den Volksgruppen andere Formen finden als im Reich. Die Volksgruppen haben nur eingeengte Wirkungsmöglichkeiten, weil an der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Justiz, an der gesamten politischen Staatsführung der Einfluß und die Teilnahme der Volksdeutschen in unterschiedlichem Maße sehr geringe sind. Die Staatsführung aber regelt alle Lebensgebiete, ob es sich nun um Erzie-

hung, Jugendführung, Wirtschaft, religiöses Leben, um Überwindung des Klassenkampfs, Arbeitsbeschaffung oder Außenpolitik handeln möge. Deswegen ist die Sicherung der Werte, die durch Selbsthilfe der Volksgruppen in vergangener Zeit oder in der Gegenwart auf geistig-kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiete erkämpft worden sind, so ungemein schwer. Das gilt besonders in außenpolitisch spannungsreichen Zeiten. Es ist aber fester Glaube aller Volksgruppen, daß ihnen im Zuge der vom Führer eingeleiteten Neuordnung der Völkerbeziehungen ihr ungeschmälertes und gesichertes Recht zuteil werden wird. Diesen Glauben schöpfen sie eben aus dem, was sie dem Führer danken.

Der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Volksgruppen, Landsobmann Fritz Fabritius, dankte beim Geburtstagsempfang dem Führer dafür, daß er dem deutschen Volke die Ehre und den Glauben an die Zukunft wiedergegeben hat. In der Glückwunschadresse begrüßen die Volksgruppen Adolf Hitler mit heißen Wünschen für das Gelingen seines großen Friedenswerkes. Es ist vielleicht bezeichnend, daß kürzlich ein volksdeutscher Arzt äußerte, er sei der Meinung, daß der Führer sich selber als Internisten und nicht als Chirurgen betrachte. Als Adolf Hitler auf der Burg in Prag eingezogen war, schrieb die Zeitschrift der deutschen Volksgruppen „Nation und Staat“:

Der deutsche Bauführer Mitteleuropas nimmt planend und ordnend den Neubau des atomisierten Donauraumes in die Hand. Die Bauleute von Versailles und St. Germain verwarfen den Stein, der heute zum Eckstein geworden ist. Der großdeutsche Aufbauwille steht in der Stunde seiner Bewährung. Jeder Deutsche innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen soll mit Ernst und Ehrfurcht sich seiner Verantwortung bewußt sein, denn er trägt sie gemeinsam für die Zukunft Mitteleuropas mit allen Völkern rings um sein eigenes Haus herum.

Durch den Erlaß des Führers vom 16. März über die staatsrechtliche und völkerrechtliche Gestaltung Böhmens und Mährens soll der Achtung vor fremdem Volkstum voll und ganz Rechnung getragen werden. Das Leben der Völker miteinander ist das Ziel. Die Wende der Zeit führt vom staatspolitischen Liberalismus zum völkerpolitischen Sozialismus, und im neuen Werden wird das Volkstum den Platz zugewiesen erhalten, der ihm gebührt.

Es ist in der Tat für die Volksgruppen an dem Wirken des Führers das Beglückendste, daß der höchste politische Wert, den die nationalsozialistische Revolution emporgerissen hat und wiederaufleuchten ließ, das Volkstum war. Das deutsche Volk als Ganzes und sein Willenseinsatz für seine Zukunft war Inhalt der neuen Gesinnung, die mit der Machtergreifung zum Durchbruch gelangte. Das Volkstum aber ist für die Volksgruppen in ihrer zum Teil jahr-

hundertealten Geschichte ständig gefährdet und täglich zäh zu verteidigen gewesen. Es bedeutet daher für sie den entscheidenden Hochwert, in gewissem Sinne und in vielen früheren Zeitabschnitten mehr als für den Deutschen im Reich.

Als ausgesprochene Ordnungselemente in ihren Heimatstaaten haben die Volksgruppen dem Führer für eines aus tiefstem Herzen zu danken: er hat Europa vor dem Versinken im Bolschewismus gerettet. Das werden ihm besonders die Volksgruppen nie vergessen, die den ganzen Osten lang benachbart mit der europäischen Grenze der Sowjetunion siedeln. Selten trifft man in diesen Siedlungen Volksgenossen, denen nicht zahlreiche Anverwandte und Freunde in der einen oder anderen, der inneren oder äußeren bolschewistischen Welle hingemordet wurden und deren Heimatstaaten mit wechselnden Methoden der Komintern für den Bolschewismus oder seinen Ableger, die „Volksfront", gewonnen werden sollten. Es sei auch daran erinnert, daß bis 1932 der Brückendienst gerade der osteuropäischen deutschen Volksgruppen in der entscheidenden Aufgabe einer Abwehr der bolschewistischen Gefahr schwer gehemmt war durch die Auswirkungen der Rapallo-Politik der Weimarer Republik.

Das deutsche Volk, von welchem große Teile der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes beraubt waren, wurde entwaffnet, entmachtet und einem doppelten Druck ausgesetzt: von Westen her drohte der staatsegoistische Materialismus von Versailles, vom Osten der Satanismus Moskaus. Es galt, diese Fesseln zu sprengen und Europas Völkerbeziehungen neu zu gestalten. Diese Tat ist nicht das Ergebnis einer zufälligen Entwicklung, die durch Geschicklichkeit, etwa durch Ausnutzung günstiger politischer Konjunkturen, herbeigeführt wurde. Vielmehr hat der Führer schon damals, als das Reich nicht fähig gewesen wäre, auch nur den kleinsten Abschnitt seiner Grenzen zu verteidigen, das Bild des neuen Europa gesehen und nach diesem sein Werk gestaltet.

Auch wir Volksdeutschen sind stolz darauf, daß in der ganzen Welt eine Scheidung der Geister eingesetzt hat: für oder gegen Deutschland, für oder gegen Adolf Hitlers Friedenswerk.

WERNER HASSELBLATT
STÄNDIGER BEAUFTRAGTER DES VERBANDES DER DEUTSCHEN VOLKSGRUPPEN IN EUROPA

ROBERTO FARINACCI

DER FASCHISMUS UND DIE JUDENFRAGE

Die Wichtigkeit der Judenfrage hat der Faschismus schon in seinen Anfängen erfaßt. Das Bewußtsein von ihrer Bedeutung blieb keineswegs nur immanent, sondern fand, wie das für eine revolutionäre Bewegung, die Erziehung und Kraft der Nation ihrem Handeln als oberste Ziele setzt, natürlich war, in präzisen und konkreten Erklärungen Ausdruck, die heute wie von prophetischem Geist inspiriert scheinen.

Diejenigen, die immer wieder böswillig behaupten, wir hätten in der Rassenfrage die deutsche Politik nachahmen müssen, seien daran erinnert — es empfiehlt sich, es noch einmal zu tun —, daß der Duce nicht erst 1923 oder 1925, wie verschiedentlich zwar richtig, aber ungenügend zitiert wurde, sondern am 4. Juli 1919 folgende denkwürdige Betrachtung im „Popolo d'Italia" veröffentlichte: „Wenn Petersburg nicht fällt, wenn Denikin den Vertrag unterzeichnet, so wollen das eben die großen jüdischen Bankiers in London und New York so, weil sie durch Rassenbande mit den Juden verbunden sind, die in Moskau und Budapest an der arischen Rasse Rache nehmen, die sie Jahrhunderte hindurch zur Zerstreuung in alle Welt verurteilte. — In Rußland sind 80 Prozent der Sowjets Juden. — Sollte der Bolschewismus nicht vielleicht die Rache des Judentums am Christentum sein? Der Gedanke ist der Überlegung wert. — Es ist denkbar, daß der Bolschewismus im Blut eines Pogroms von ungeheuerlichsten Ausmaßen erstickt. — Die Weltfinanz befindet sich in den Händen der Juden.

Wer die Spargelder der Völker besitzt, bestimmt ihre Politik. — Hinter den Marionetten von Paris stehen die Rothschild, die Warburg, die Schiff und Guggenheim, in deren Adern dasselbe Blut wie das der Machthaber von Petersburg und Budapest rollt. — Rasse verrät sich nicht untereinander.

Der Bolschewismus wird von der internationalen Plutokratie gestützt. Das ist die Grundtatsache. — Die von den Juden beherrschte und kontrollierte internationale Plutokratie hat ein höchstes Interesse daran, daß das ganze russische Leben seinen Auflösungsprozeß bis zum Paroxysmus steigert."

Nicht nur auf diese prophetischen Worte kann die italienische Politik des Rassenschutzes mit Recht stolz sein, sondern auch auf ein ganzes System von Maßnahmen und Einrichtungen. Man braucht nur auf die vom faschistischen Regime getroffenen Bestimmungen zum Schutze der Familie, der Mutterschaft, der Kleinkinder, auf die Erziehung und den Schutz der Jugend hinzu-

weisen; ferner auf alle Maßnahmen und den langen Kampf gegen die Freimaurerei. — In der Tat besteht ja kein Unterschied zwischen den Verhütungs- und Bekämpfungsmaßnahmen, die das Regime gegen jene Krankheitskeime ergriffen hat, die die Gewebe und inneren Organe des Körpers bedrohen, und der Abwehr der Bazillen, die die Energie, den Glauben und die Begeisterungsfähigkeit der Nation zu zersetzen drohen.

Das abessinische Unternehmen hatte zweifellos die endgültige und vollständige Lösung des Rassenproblems mit dem Ziel, die verhängnisvollen Einflüsse anderer Rassen auszuschalten, erforderlich gemacht. Als der Faschismus sich dieser politisch wie biologisch gleich wesentlichen Aufgabe unterzog, konnte er natürlich am Judentum nicht vorbeigehen. Die jüdische Internationale hatte sich immer erklärt antifaschistisch gezeigt und hatte unverkennbare Beweise einer bald gehässig versteckten, bald wütend offenen, aber stets fanatischen Feindschaft gegeben, die jedes Ziel und Maß, jeden Sinn für menschliche Solidarität vermissen ließ. Das internationale Judentum hatte nicht nur bewiesen, daß es in jedem Gastvolk egoistische Herrschaftszwecke verfolgt, sondern hatte auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die Energie und die nationale Geschlossenheit anderer Völker zu untergraben und zu vergiften, zu verletzen und zu zerstören. Die Revolutionen, die während und kurz nach dem Kriege in Rußland, Deutschland, Ungarn und während der letzten Jahre in Spanien zum Ausbruch kamen, bezeugen es.

Italien vergißt auch nicht, daß die jüdische Internationale hinter der Sanktionskoalition von Genf stand und sie zusammenkittete. Es wird auch nicht vergessen, daß während der letzten europäischen Krise die Juden die demokratischen Länder zum Krieg gegen die autoritären Staaten trieben und hetzten. Ebenso wird der Faschismus niemals vergessen, daß die jüdische Gemeinschaft in Italien, trotz der Großzügigkeit, mit der die Juden von uns behandelt wurden, nie gegen die jüdische Internationale eindeutig Stellung nahm noch auch sich äußerte, als von 1919 bis 1924 an der Spitze der sozialistischen Partei Leute wie Modigliani, Treves, Musarti und ähnliche sogenannte Italiener gegen das allzu großmütige und harmlose Italien hetzten und predigten.

Der Faschismus hat die Judenfrage ohne Verfolgungen gerecht, ja mit einer großzügigen Berücksichtigung der Einzelfälle in Angriff genommen und gelöst. Er behält dabei aber immer im Auge, daß, wenn es um die Bekämpfung des Judentums geht, die Solidarität der Rasse stets die Grundregel bleiben muß, die ja auch von den Führern des Judentums selbst ohne jegliche Ausnahme verkündet wird.

Die Haltung gewisser Intellektueller, die man als Ehren-Juden einzuschätzen hat, verwundert uns nicht. Über sie lohnt sich höchstens ein Wort mitleidiger Verachtung. Hingegen setzt uns die Haltung einer gewissen katholischen Presse in Erstaunen. Aus Haß und Undankbarkeit gegen den faschistischen Wohltäter trägt sie mit traurigem Zynismus weder der alten Tradition der Kirche noch ihrer Pflicht der Religion gegenüber Rech-

Ein Werk von weittragender Bedeutung

Das Reich
und die Krankheit der europäischen Kultur

VON CHRISTOPH STEDING

XLVIII und 772 Seiten · Broschiert RM. 23,— Leinen RM. 24,—

Das hochbedeutsame Buch des frühverstorbenen geschichtsphilosophischen Forschers Christoph Steding ist eine großangelegte Auseinandersetzung mit jenem Geist der Neutralität und der „Kultur", wie er außerhalb der Reichsgrenzen zusammengeballt ist in den neutralen germanischen Kleinstaaten: der Schweiz, den Niederlanden und Skandinavien, innerhalb der Reichsgrenzen aber lebt in manchen einsamen, nach Sils Maria oder auf andere „Inseln der Innerlichkeit" fliehenden Geistern. Aus einem geradezu enzyklopädischen Wissen und mit weltweitem Blick umspannt Steding die Reichweite der gesamten germanischen Kulturwelt. Das geistige Schaffen eines Nietzsche und eines George, eines Bachofen und eines Klages, die Theologie von Karl Barth oder Sören Kierkegaard, die Psychologie Jungs, die Romane Thomas Manns, die Kulturhistorie eines Jakob Burckhardt, Johannes Huizinga und Troels Lund, die Dichtung Ibsens und Strindbergs, der Lagerlöf und der Undset, die Bildwerke Vigelands — alles findet hier eine mitunter einseitige, manchmal Widerspruch herausfordernde, immer aber überlegene und fesselnde Deutung.

Warum — so fragt Steding — findet das Reich der Deutschen, einst das Reich Bismarcks und heute das Reich Hitlers, gerade in jener germanischen Kulturwelt, die durch jene bedeutenden Namen bezeichnet wird, einen so verständnislosen Widerstand, der den „Geist" und die „Kultur" gegen die „Macht" zu beschwören liebt? Und er

gibt die Antwort: weil jene germanische Welt der „reinen" Kultur dem Ursprung allen Seins und damit auch aller Kultur entfremdet ist. Dieser Ursprung aber ist, nächst Gott, die große politische Tat. Von diesen Grundgedanken her gibt uns Steding ein Bild vom „Herbst der Kultur" in der germanischen Welt außerhalb des Reiches. Aus dieser Welt aber erhebt sich die große Sendung des Reiches: der ordnende Mittelpunkt Mitteleuropas, der Hort Europas gegen den Absturz der erkrankten Kultur in den Bolschewismus, der Ansatzpunkt einer neuen Kultur zu sein.

Walter Frank, der Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, hat dem Werk als sein Herausgeber ein umfassendes Lebensbild des Niedersachsen Steding vorangestellt, das die komplizierte und geniale Persönlichkeit des Verfassers und sein Werk verständlich macht. Das Werk gehört durch den Wagemut und die Weitsicht seiner Gedanken zu jenen Büchern, die im wahren Sinne des Wortes Epoche machen.

AUS DEM INHALTSVERZEICHNIS

Biographische Einführung von Walter Frank: Christoph Steding. Ein Denkmal.

Einleitung des Verfassers: Krankheit zum Tode? Krankheit zum Leben?

Das Reich und die Neutralen

Deutschlands geistige Situation um 1925: Die Invasion der Schweiz und der Niederlande / Die Neutralisierung der Rheinlinie / Politik und Geist / Der Sieg der Feinde Bismarcks / **Über das Wesen der „Neutralität":** Der Geist von Basel / Der Protest gegen die Tat / Neutralisierung der Gegenwart / Neutralisierung der Vergangenheit / **Die „Neutralisierung" des Reiches** von Wilhelm II. zu Gustav Stresemann: Bismarcks Sturz / Nietzsche und Wilhelm II. / Stresemann in Genf / **Neutrales Mittlertum in der Schweiz und in den Niederlanden:** Karl Barths Theologie und der Dawes-Plan / Die Theologie Brunners / Overbeck und Vinet / Nietzsche und Burckhardt / Langbehn / Huizinga / Carl Gustav Jung / Die „Chinesen Europas" / **Das Prinzip des Dualismus:** Von den Zwiespältigen und Zerrissenen / Barth, Thurneysen und der Pietismus / Over-

beck und Steffensen / de Wette über „Hebräer und Philister“ / Nietzsche und Wagner / Spitteler und Burckhardt / Kleinstaat und Kultur / Vom Tode Stefan Georges und Moellers / Jung und Klages / Die Niederlande und Deutschland / Der Gott der Alten und der Gott der Jugend / Abraham Kuyper: Der Gott der Kleinstaaten / **Das „foederalistische“ Prinzip:** Die Neutralen und die deutsche Einheit von 1871 / Die Neutralen und die deutsche Einheit von 1933 / **Das Prinzip der Abweichung:** Die Flucht nach Innen / Nietzsches Reichsflucht / Nietzsches Sieg und Bismarcks Sturz / Das Reich als Herz der europäischen Ordnung / Das Reich als Einheit von Volk und Staat / Bachofens inneres Reich / Steiners Anthroposophie / Siegmund Freud / Amsterdam, Einfallstor des Ostens / Allard Pierson und die Preußen / Max Weber / Die Frauenbewegung / Jo van Ammers-Küller, van de Velde, Thomas Mann / Die Jugendbewegung

Das Reich und die Kultur

Die Kultur-Geschichtsschreibung: Jakob Burckhardt / Bachofen und Mommsen / Der George-Kreis / Die Aesthetisierung des Staates / Die herbstliche Schwermut der „Kultur“ / **Das Reich und der Totentanz der „Kultur“:** Der Aufstand der „Kultur“ gegen das Schicksal / Die Tat und die Literatur / Einsteins Relativitätstheorie / Neutralisiertes Christentum / Die Bibliothek Warburg / Literarisierung der Vergangenheit / **Die „Liquidierung“ der Welt durch Kulturgeschichte und Kapitalismus:** Langbehn und Wilhelm II. / Die Tragik der fragmentarischen Existenz / Die Juden und der George-Kreis / Goethe, Bismarck, Hitler / Leben aus der Erinnerung / Weltgeschichte des Kammerdieners / **Der „Abfall“ der Kultur von ihren Ursprüngen: Die „Kultur“ zwischen den „Taten“:** Die Franzosen des Nordens / Friedrich Meinecke / Nietzsche und Dostojewskij / Die Heraufkunft primitiver Rassen / Hegel, die Neutralen und das Reich / Herder, die Romantik und Preußen / Ranke und Treitschke / Der Sinn der Niederlage von 1918 / Das Reich als Schöpfer des neuen Europa / Der „jüngste“ Tag des Kommunismus / Apollon und der Pöbel von 1789 / Die Trauer der „Kultur“ über sich selbst / „Christentum und Kultur“ / Religiöse Neutralität / Falsche und echte „Kontinuität“ der Geschichte / Ursprungsflucht und Flucht in den Katholizismus / **Das Reich und seine politische Geschichtsschreibung:** Die politische Historie - zentrale Wissenschaft des Reiches / „Der Herbst des Heiligen Römischen Reiches“ / Der Völkerbund und Habsburg / Bismarck und Hegel / Der reichsgründende Beruf der nordischen Rasse / Rasse und Bolschewismus / **Der Herbst der Kultur und der Blitz des Apollon:** Romantik und Geschichte / „Kultur“ der Machtlosigkeit / Staat, Ehe und Familie / „Frau Marie Grubbe“ und „Kristin

Lavranstochter“ / Strindberg / Die Saturiertheit der westlichen Welt / „Die großen Vereinfacher“ / Die Meuterei gegen die ewigen Ordnungen / Goethe und Prinz Eugen / „Judentum“ und „Neutralität“ / Brandesianismus und Grundtvigianismus / Weimar und Napoleons Garden / **Von der Todsüchtigkeit der „Kultur“: Europas Norden:** Thomas Mann / Gustav Vigeland / Kindermord und Selbstmord / Norwegen / Ibsens Dramen und die Bilder Munchs / Björnson / Troels Lund und Dietrich Schäfer / Georg Brandes, der „Voltaire des Nordens“ / Blick über den Graben des Dreißigjährigen Krieges / Sigrid Undset, der Katholizismus und Ossietzky / Führerpersönlichkeit und Idee / Hans Castorp und die Kirgisen / „Die Kavaliere auf Ekeby“ / Galsworthy / Die geistige Einkreisung des Reiches / Kierkegaard, Hegel und Rasmus Nielsen / Der „Übermensch“ und die „blonde Bestie“ / Die „chronische Angst der Kultur“ / Ironie als Neutralisierung des „Unbehagens“ / „Der Ring schließt sich“

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Bestellschein

Der Unterzeichnete bestellt hiermit durch die Buchhandlung

.....

aus der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg 36

CHRISTOPH STEDING

Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur

..... *Exemplar(e), Broschiert RM. 23,—*

..... *Exemplar(e), Leinen RM. 24,—*

Betrag ist nachzunehmen — wird überwiesen

Name: .....

Ort und Straße: .....

nung. Als die Italiener zur Zeit des Risorgimento und unmittelbar nach der Einigung Italiens aus Unwissenheit, aus politischer Kurzsichtigkeit und Harmlosigkeit sich judenfreundlich zeigten und die Juden freundschaftlich und brüderlich aufnahmen, schlug die Kirche ob dieser verantwortungslos positiven Einstellung und dieses Entgegenkommens Alarm. Wenn wir heute, gereifter im Denken, fester und sicherer in unserem Wollen, zu den Traditionen und Lehren der Kirche zurückkehren, so regen diese sogenannten Katholiken sich auf, protestieren und haben nichts Eiligeres zu tun, als die „biedere Rasse" der verhaßten Juden in ihre Arme zu schließen.

Welche Regelung aber hat die faschistische Regierung getroffen, zu der die Kirche im Laufe der Jahrhunderte nicht selbst schon gegriffen und die sie mit erbarmungsloser Härte durchgeführt hätte?

Im Jahre 625 wurde auf dem Konzil von Reims dekretiert, daß die Juden vom Militärdienst ausgeschlossen seien. Das Konzil von Elvira bestimmte im 4. Jahrhundert, daß die Juden keine Christinnen heiraten dürften. Im Jahre 581 wurde auf dem Konzil von Macon festgelegt, daß sie keine öffentlichen Funktionen und Ämter ausüben könnten. Das Konzil von Coyaca dekretierte im Jahre 1050, daß sie keine christlichen Dienstboten halten dürften. Die päpstliche Bulle „*Cum nimis absurdum*" vom 4. Juli 1555 bestimmte, daß die Juden kein Hauseigentum erwerben dürften.

Wenn etwas diese politisierenden antifaschistischen Katholiken beeindrucken müßte, so ist es das, daß wir nicht so grausam wie die Konzilien, die Päpste und die Kirchenlehrer gewesen sind. Wir haben nicht beschlossen, alle Juden aus Italien zu verjagen. Wir haben den Italienern auch noch nicht verboten, in jüdischen Häusern zu wohnen. Wir haben die Juden noch nicht zum Tragen eines Abzeichens gezwungen und haben sie nicht in ein Ghetto eingesperrt. Die Vorschläge der Katholischen Humanität haben wir nicht in die Tat umgesetzt. — Noch vor der Französischen Revolution verlangten die Juden nichts anderes, als einfach leben zu können. Heute sind sie die Herren der Weltfinanz und eine schwere Gefahr, die das Leben jeder Nation bedroht.

Trotzdem haben die demokratischen, sozialistischen, kommunistischen und katholischen Zeitungen und Parteien eine Einheitsfront gegen die faschistische Politik gebildet, die lediglich in Verteidigung der Rasse handelt. Dabei erscheint es jedermann hinreichend klar, daß diese Einheitsfront nicht aus Liebe zu den Juden zustande gekommen ist. Alle verteidigen sie, alle beklagen sie, alle rufen zu ihrem Schutz auf, aber niemand will sie haben. So drängt sich notwendigerweise die Erkenntnis auf, daß der Kitt, der diese so uneinheitliche und groteske Front zusammenhält, nicht die Liebe zu den Juden, sondern der sinnlose Haß gegen den Faschismus ist. Aber mit Haß baut man nicht auf, siegt man nicht und kann man auch nicht leben.

Auch für die Nationen, die noch dem Judentum hörig sind, wird der Tag kommen, da die unausbleibliche Reaktion ausbricht und alle sich in der Überzeugung zusammenfinden, daß es mit den Juden, diesen Verächtern der kultivierten Völker, diesen Urhebern der Unordnung, diesen Hassern des be-

freienden Faschismus, am besten stehen wird, wenn sie gezwungen werden, in einem bestimmten Gebiet zu leben, fern von jeder Versuchung, ihre lange und allzu lange geduldig gewesenen Gastvölker zu hassen, zu verderben und auszubeuten.

GEORG LEIBBRANDT

DER WELTBOLSCHEWISMUS

Bei der Bedeutung, die heute der Abwehr der bolschewistischen Gefahr beigemessen werden muß, scheint es zweckmäßig, immer wieder auf die wichtigsten Fragen des Wesens und der Entwicklung des Bolschewismus einzugehen. Dabei sollen an dieser Stelle weniger die wirtschaftlichen Maßnahmen oder inneren Zustände in der Sowjetunion behandelt, als vielmehr die grundsätzlichen Seiten in Erwägung gezogen werden, um von hier aus sowohl Wesen und Art des Bolschewismus als auch seine Auswirkungen über die Grenzen der Sowjetunion hinaus zu beleuchten.

Der Bolschewismus ist die letzte Konsequenz des Liberalismus und der Demokratie, die an der Verherrlichung des Verstandes und der Materie haften. Die weitere Ausbildung dieser Auffassung führte zum Marxismus, der mit der Überbetonung des Materialismus von seinen Gründern zu einer angeblich wissenschaftlichen Theorie ausgebaut wurde. Die Wissenschaft aber war nur eine Hülle, mit der man einen politischen Machtanspruch zur Irreführung der Völker glaubte begründen zu können. Die soziale Lage, wie sie in erster Linie durch das Aufkommen der Maschine herbeigeführt wurde, bedingte ein großes Heer arbeitsloser Menschen, deren an sich gerechtfertigte Forderung nach Arbeit und Lebensmöglichkeit der Marxismus geschickt auszunutzen verstanden hat. Es muß gleich hier festgestellt werden, daß — was vielfach in den verschiedensten Ländern auch heute noch übersehen wird — der Marxismus weder eine soziale Lehre noch eine Wirtschaftstheorie ist, sondern ein auf die Erringung der Macht gerichtetes Programm in Gestalt einer Zweckideologie, das letzten Endes nur die politische Herrschaft des Judentums sichern soll.

Diese Tatsache wird schon allein dadurch erwiesen, daß der Marxismus zum ersten Male zur vollständigen Herrschaft gelangte nicht etwa in einem Industriestaat und nicht durch das Vorhandensein einer nach der Marxschen Akkumulation des Kapitals sich notwendigerweise immer vergrößernden Proletarierschicht, sondern in einem Agrarland, das — nach der marxistischen Lehre — auch nicht die geringsten Voraussetzungen für die Verwirklichung seiner Herrschaft bot. Es müssen also ganz andere Voraussetzungen gewesen sein, die dem Marxismus im zaristischen Rußland zum Siege verhalfen.

Das Eindringen und der Sieg des Marxismus in Rußland ist nach unserer Überzeugung nur verständlich, wenn man die Verhältnisse in Osteuropa vom biolo-

gischen Standpunkt aus überprüft und untersucht, welche rassischen Gegebenheiten den Bolschewismus ermöglichten. Wir gehen aus von der Feststellung, daß im Moskauer Staat von Anfang an eine Anzahl ugro-finnischer Völker ansässig war, lange bevor die slawische Kolonisation begann. Später drangen von Südosten verschiedene andere Nomadenstämme ein. Die stärkste blutmäßige Vermischung aber fand mit den Tataren statt, die über zwei Jahrhunderte Rußland beherrschten. Ihre Fremdherrschaft hat seelisch und charakterlich wie auch auf dem Gebiete der Sprache und der Sitten den tiefsten Einfluß ausgeübt und die Spaltung in der gesamten Haltung bedingt, die dem Russentum seither eigen ist und die ihren deutlichen Ausdruck in den Werken Dostojewskis und Tolstojs findet. Es fehlte dem Russentum jene charakterliche Stärke und Seelenhaltung, deren es bedurft hätte, um einer angeblich weltbeglückenden Lehre wie dem Marxismus zu widerstehen. Die Nihilisten mit Bakunin an der Spitze liefern den besten Beweis für diese Einstellung. Wenn Bakunin sagt: „Eignet euch den aus der Tiefe unseres Volkes hervorgegangenen selbstzerstörenden Geist an" und der russische Kulturphilosoph Tschaadajew feststellt: „Wir haben ein der Zivilisation feindliches, ihr widersprechendes Element im Blut" so ist damit von seiten des Russentums selbst zweifellos eine wesentliche Erkenntnis ausgesprochen, die zum Verständnis der rassenmäßigen Bedingtheiten der russischen Geschichte beitragen kann. So fand der durch das Judentum und die den Volksmassen entfremdete russische Intelligenz getragene Marxismus einen Nährboden vor, der ihm die Möglichkeit zu weitester Auswirkung bot. Der Marxismus nahm hier diejenigen Elemente in sich auf und paßte sich an diejenigen Verhältnisse an, die ihn erst zum Bolschewismus machten; der Marxismus wurde moskowisiert.

Diese geschichtlich-rassischen Gesichtspunkte scheinen uns deswegen so bedeutsam, weil ohne sie die Vorgänge in Osteuropa während und nach der Revolution von 1917 schlechterdings unverständlich sind.

Für die politische Wirksamkeit des Bolschewismus ist bezeichnend, daß er von Anfang an alle Kräfte ausgenutzt und alle Mittel ergriffen hat, die der Erfolg zu rechtfertigen schien. So hat er die verschiedensten politischen, sozialen und völkischen Strömungen im alten zaristischen Rußland in sein Fahrwasser übergeleitet. Es sei hier nur kurz die Landfrage gestreift, die ja seit Jahrhunderten das innerpolitische Problem des Zarenreiches war und bis in die Gegenwart hinein der Regierung die größten Schwierigkeiten bereitet hat. Ebenso waren die Zustände auf dem Gebiet der Kirche und des Beamtentums keineswegs so geartet, daß sie die Liebe zur Regierung zu stärken vermocht hätten.

Den wichtigsten Sprengstoff Rußlands aber bildeten die zahlreichen selbstbewußten und traditionsstarken Völker, die planmäßig eines nach dem anderen vom Zarenreich unterworfen wurden. Selbst Witte, einer der bedeutendsten Staatsmänner des zaristischen Rußland, sagt in seinen Erinnerungen, daß „das große russische Reich während seines tausendjährigen Bestehens dadurch entstanden ist, daß die slawische Schicht, die in Rußland lebt, mit Waffen-

gewalt und anderen Mitteln eine Menge anderer Völker allmählich verschlang. Auf diese Weise ist also das russische Reich zustande gekommen, das somit ein Konglomerat von verschiedenen Nationalitäten ist". Bei Ausbruch der Revolution meldeten nun die verschiedensten Völker ihre Selbständigkeit an. Trotz der vom Bolschewismus versprochenen politischen und völkischen Selbstbestimmung mußten Finnland, die baltischen Staaten und Polen mit der Waffe in der Hand ihre 1917 errungene Freiheit verteidigen. Andere Nationalstaaten, wie die Ukraine, die Kaukasischen Staaten, Turkestan, vermochten es nicht, ihre Unabhängigkeit gegenüber der bolschewistischen Übermacht auf die Dauer zu erhalten und wurden von den Moskauer Machthabern entgegen den getroffenen völkerrechtlichen Abmachungen in heimtückischer Weise überfallen. So entstand in den Jahren 1922/23 die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken.

Der Staat der Sowjetunion wurde immer mehr ausgebaut und die Verwaltung rücksichtslos zentralisiert. Die Sowjetverfassung, die heute 11 angeblich selbständige Republiken umfaßt, die wiederum eine Anzahl autonomer Gebiete in sich schließen, ist nach außen zwar „demokratisch", in Wirklichkeit aber wird die Staatsgewalt ausschließlich von der Partei Stalins ausgeübt. Die Partei aber wird dirigiert vom Politbüro, in dem Stalin als Generalsekretär einzig und allein ausschlaggebend ist.

Die innerpolitischen Methoden sind vor allem dadurch gekennzeichnet, daß der Hunger als politisches Unterdrückungsmittel angewandt wird. Bezeichnenderweise treten Hungersnöte vorwiegend in Gebieten auf, die im wesentlichen von Nichtrussen besiedelt sind. Gewiß hat der Hunger seine wirtschaftlichen Gründe, vor allem auch die Unfähigkeit der Regierung, die Ernährungsmittel zu organisieren, die Unordnung im Transportwesen usw. Er hat dennoch genau wie etwa die Zwangsarbeit und besonders auch die Rote Armee ein und demselben Ziel zu dienen, nämlich die Völker zu unterdrücken, sie rücksichtslos auszubeuten und somit die Sowjetunion zur Basis der Weltrevolution auszubauen.

Die Rote Armee ist in der Hand der Moskauer Gewalthaber ein innerpolitischer Machtfaktor ersten Ranges. Man hat es verstanden, durch Bereicherung des Wortschatzes der Roten Armee mit Worten wie „Vaterland", „Führer" und „Heimat" bei den Rotarmisten nicht selten patriotische Gefühle zu wecken. Mit dem Schlagwort Sowjetpatriotismus sucht man den Rotarmisten die Notwendigkeit der Verteidigung der „Sowjetheimat" gegen den Faschismus — gemeint ist in erster Linie der Nationalsozialismus — beizubringen.

So dient der bolschewistische Moskauer Zwangsstaat, genau wie die Kommunistische Partei und die III. Internationale, dem Ziel der Weltrevolution, das heißt der Erringung der Weltherrschaft. Die großen Moskauer Kongresse betonen immer wieder mit aller Deutlichkeit, daß das letzte Ziel der Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und der Völkergemeinschaft der „kapitalistischen" Länder ist. Die III. Internationale wird selbst als „Generalstab der Weltrevolution" bezeichnet.

Nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler begann eine wesentliche Wendung in der Entwicklung der weltrevolutionären Arbeit der Moskauer Zentrale. Unter dem Schlagwort „Einheitsfront", das auf dem VII. Kongreß der Komintern 1935 ausgegeben wurde, werden nun alle Kräfte gegen Deutschland gesammelt, man verbündet sich mit den bürgerlichen Parteien, ja sogar mit dem politischen Katholizismus, um auf dem Wege über die „Volksfront" in den verschiedensten Ländern eine antideutsche Politik zu betreiben und Deutschland einzukreisen. Indessen laufen die Staatsmänner Westeuropas dem Phantom der sogenannten Demokratie nach, das ausgerechnet von den Sowjets als Aushängeschild präsentiert wird.

Ihre weltrevolutionäre Tätigkeit ist eine charakteristische Erläuterung der Nichteinmischungs-These der Moskauer Politiker. Durch die Organisation der Kommunistischen Partei und die engste Verbindung zwischen Partei, Staat und Kommunistischer Internationale sind die kommunistischen Sektionen in den verschiedenen Ländern nichts anderes als Instrumente in der Hand der Moskauer Diktatur. Es ist also jegliche Kommunistische Partei eines Landes an sich bereits ein mehr oder weniger starker fremder politischer Faktor, der Moskau direkt untersteht und der als Filiale der bolschewistischen Zentrale des Kreml gewertet werden muß. Die Angehörigen der Kommunistischen Partei eines Landes sind auf der einen Seite Staatsbürger ihres Landes, auf der anderen aber auch noch viel mehr Untertanen der Roten Regierung in der Sowjetunion; eine Verknüpfung, die nach der völkerrechtlichen Seite hin die schwersten Komplikationen in sich birgt. Genau so steht auch die Sowjetaußenpolitik ganz im Zeichen der Weltrevolution.

Wenn wir eingangs die rassischen Voraussetzungen für die Verwirklichung der bolschewistischen Theorie nannten, so bleibt nunmehr noch die Aufgabe, den Träger dieser Lehre genauer festzustellen. Marxismus, Kommunismus, Bolschewismus haben zu Erfindern und maßgeblichen Trägern vor allem Vertreter des Judentums. Die zahlenmäßige Beteiligung des Judentums, angefangen von Marx, war stets außerordentlich stark. Daher die auffallende Sympathie der sogenannten kapitalistischen Hochfinanz derjenigen Länder, in denen der Einfluß der jüdischen Finanzgrößen sehr stark war, für die Bestrebungen der Sowjetregierung von Anfang an. Dazu kommt die Unterstützung durch die Freimaurer. Es kann als wissenschaftlich erwiesene Tatsache festgestellt werden, daß der Traum des „auserwählten Volkes" von der Weltherrschaft, der seit Jahrtausenden in verschiedensten Formen immer wieder auftritt, nunmehr in einer neuen Abwandlung in der bolschwistischen Weltrevolution verwirklicht werden soll.

Wenn auch eine Anzahl von Nichtjuden am Bolschewismus führend beteiligt ist, so ist hierzu festzustellen, daß diese zunächst einmal durchweg nicht der europäischen Völkerfamilie angehören. Dem muß noch hinzugefügt werden, daß sie entweder durch die jüdische Marxistenschule gegangen sind oder in ihrer Vorbereitungszeit von Juden umgeben waren, wie der Kalmücko-Tatare Lenin während seines Aufenthaltes in der Schweiz. Der Diktator

Stalin ist der Mittelpunkt einer jüdischen Clique, an deren Spitze Kaganowitsch steht. Bezeichnend ist jedenfalls, daß die nichtjüdischen Führer im Bolschewismus sich die marxistische Lehre zur Grundlage ihres Handelns gemacht haben und damit von vornherein von jüdischem Geistesgut gefangen sind. Kennzeichnend für alle, Juden oder Nichtjuden im Marxismus wie im Bolschewismus, ist die Tatsache, daß sie von einem starken antieuropäischen Geist beseelt sind und mit der ihnen eigenen despotischen Brutalität gegen die europäische Kultur anrennen und jede Ordnung zerstören.

Gerade von dieser grundsätzlichen Seite aus gesehen erscheinen die Ereignisse, die in den letzten Wochen und Monaten die politische Welt so stark bewegen, in besonders interessanter Beleuchtung. Die sogenannten großen Demokratien stürzen sich in Übereile vor die Tore des Kreml und bitten dort flehend um Hilfe. Es dürfte wohl kaum einmal als Ruhmesblatt in der englischen Geschichte die Tatsache verzeichnet werden, daß die Führung der großbritannischen Politik, auf die man glaubt so stolz sein zu können, in einer kopflosen Nervosität die Einkreisung Deutschlands mit der stärksten Unterstützung ausgerechnet der bolschewistischen Regierung betreibt. Dabei merken die blinden Demokratien nicht einmal, daß sie das Geschäft der roten Machthaber in Moskau besorgen, das man dort seit 1933 geplant hat. Jetzt spannt sich die außenpolitische Führung des Britischen Imperiums selbst vor den Moskauer Karren, und die Gesinnungsgenossen in Frankreich und Washington ziehen eifrig mit. Dabei sagte man in Moskau auf dem XVIII. Parteikongreß den lauen demokratischen Bundesgenossen ganz gehörig die Meinung. Stalin hat in seiner großangelegten Rede zu verstehen gegeben, daß er auch andere Wege als die über London und Paris einschlagen könne, und daß am Zusammenbruch der Tschecho-Slowakei die westlichen Demokratien viel mehr als das deutsche Vorgehen schuld seien. Manuilski, der Sprecher der Kommunistischen Internationale, erklärte aber, daß die demokratischen Länder in der großen Auseinandersetzung, in dem „Heiligen Krieg", wie er sich ausdrückte, der gegen den Faschismus demnächst unternommen werden müßte, unter sowjetischer Führung wohl an erster Stelle marschieren würden. Die ausführlichen Darlegungen von Stalin und Manuilski an die Adresse der guten Freunde scheint man in London, Paris und Washington nicht zu hören, und Moskau hat allen Grund, sich seiner Erfolge zu freuen.

Weltanschaulich gesehen erblicken wir in diesem Zusammengehen eine konsequente Folge der geistigen und politischen Ideenwelt, die bei den einzelnen Partnern letzten Endes doch auf den gemeinsamen Ursprung zurückweist. Es sind die universalistischen Lehren, die in verschiedenen Epochen unter verschiedenen Bezeichnungen herausgebildet wurden, die aber doch zuletzt auf einen Ursprung zurückgeführt werden können: die Gedankenwelt des jüdischen Weltbeherrschungsplanes. Die Absicht, über andere Völker zu herrschen und sie auszubeuten, ist das Kennzeichen sowohl der Demokratien, besonders in ihrer heutigen imperialistischen Wirklichkeit, als auch des marxistischen Bolschewismus.

So erblicken wir im Bolschewismus letzten Endes nichts anderes als einen neuen Angriff gegen die Völker Europas und ihre Kultur. Daraus erwächst auch die Aufgabe für die nationalbewußten Regierungen.

Die Frage ist heute, ob die Völker Europas die Gefahr erkennen und zusammen mit anderen außereuropäischen Staaten, die gleichfalls den gefährlichsten Feind unserer Zeit erkannt haben, eine Front gegen den Bolschewismus bilden, oder ob sie gewillt sind, die Vernichtung ihrer nationalen Existenz selbst mit vorzubereiten. Durch den Antikomintern-Pakt haben Deutschland, Italien und Japan der Welt gezeigt, daß sie den festen Willen haben, dem Vernichtungswerk des Bolschewismus Einhalt zu gebieten und damit ihre Völker vor diesem Gift zu retten und die Beziehungen der Staaten untereinander auf der Grundlage ihrer nationalen Eigenart einer besseren Zukunft entgegenzuführen.

DIPLOMATICUS:
DIE ARABISCHEN LÄNDER UND WIR

Wenn wir die Presse der letzten Monate und Wochen durchsehen, so finden wir tagtäglich Nachrichten aus den arabischen Ländern über Aufstände und Manifestationen gegen ihre imperialistischen Unterdrücker: England und Frankreich haben fast alle arabischen Staaten entweder als Kolonien oder Mandatsgebiete in ihrer Hand oder beeinflussen sie in anderer Weise. Es ist ein tragisches Geschick der arabischen Völker, daß gerade sie, die im Weltkrieg durch die Versprechungen der Entente auf künftige Selbständigkeit verlockt wurden, gegen Deutschland und seine Verbündeten aufzutreten, heute unter der Peitsche ihrer sogenannten „Verbündeten" von damals stehen. Auch die leiseste Regung in den arabischen Staaten, mit uns oder Italien Fühlung zu nehmen, wird als Sakrileg betrachtet. Erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die giftige Sprache der englischen Presse, als die Regierung des Yemen sich Anfang dieses Jahres erlaubte, mit der italienischen Regierung in wirtschaftliche Verhandlungen einzutreten. Sofort hieß es, daß Italien beabsichtige, einen Teil des yemenitischen Gebiets zu annektieren, und daß England deshalb gezwungen sein würde, seinerseits militärische Maßnahmen an den Grenzen der Gebiete von Aden und Yemen zu ergreifen. Die arabische Presse geißelte damals mit schärfsten Worten die Drohungen der Engländer gegenüber dem Iman von Yemen. Interessant ist in dieser Beziehung ein Artikel eines führenden arabischen Blattes in Bagdad, in dem es u. a. heißt:

„Die französischen und englischen politischen Stellen bezichtigen den Yemen, daß er unter italienischem Einfluß stehe, und daß seine Regierung ein Instrument in der Hand der Italiener sei. Es liegt wohl ohne Zweifel im französischen und englischen Interesse, innerhalb dieses Teils der arabischen Welt einen Angriff zu unternehmen, denn gerade dieser

Teil der arabischen Halbinsel ist, obwohl er in keiner Weise dem italienischen Kolonialeinfluß unterworfen ist, sicher dasjenige arabische Land, das am weitesten von der Achse London—Paris entfernt ist. Und gerade das ist es, was die beiden demokratischen Kolonialmächte beunruhigt, die darüber erbost sind, daß sie mit einer solchen Vernachlässigung und Nichtachtung von einem Lande des Nahen Ostens behandelt werden.

Der Grund, der den Yemen dazu brachte, sich nicht mit der Achse London—Paris einzulassen, ist, daß die demokratische Gefahr in diesem Teil der arabischen Welt viel größer ist als die diktatorische, und diese Wahrheit rechtfertigt die Haltung des Yemen. Im vergangenen Jahr hat England seine Macht in Hadramaut, das östlich vom Yemen liegt, erweitert. In diesem Jahr hat Frankreich in halbamtlicher Weise die Frage des Gebietes von Scheich Said zu seinen Gunsten ausgelegt.

Es ist ja kein Geheimnis, daß die demokratischen Staaten in der ganzen Welt wie vollgefressene Bäuche erscheinen und zähnefletschend wie wilde Raubtiere nach dem Süden der arabischen Halbinsel schauen.

Im Vergleich zu der Haltung Englands und Frankreichs nimmt Italien eine freundliche Haltung zum Yemen ein, die nicht im geringsten Anzeichen eines Übergriffs oder einer Einmischung in die inneren Belange des Landes erkennen läßt."

Ein anderes großes arabisches Blatt brachte vor kurzem erschütternde Nachrichten über Hadramaut, das bis zum Vorjahr unter der Regierung eines landeingesessenen Sultans und eines Ältestenrates ein glückliches Leben führte, bis englische Kriegsschiffe mitten im Frieden erschienen und alles umstürzten. Lassen wir das betreffende arabische Blatt selbst sprechen:

„Vor Jahresfrist mischten sich Engländer ein, indem sie einen Berater namens Ingram der dortigen Regierung aufzwangen, der dann seinerseits mit allerlei Intrigen und Waffengewalt die Unterstellung des Gebietes von Hadramaut unter englisches Protektorat erzwang. Die Engländer entsandten Flugzeuggeschwader, die die Städte und Pflanzungen mit ihren Bomben belegten. Die englischen Intriganten versuchten auf diese Weise, Hadramaut dem englischen Imperialismus zu unterstellen. Jetzt ist das hadramautische Volk in Knechtschaft gebunden, wird unterdrückt und verhöhnt. Kein arabisches Land ist vorhanden, das ihnen eine hilfreiche Hand entgegenstreckt oder dem Kolonialimperialismus dieser Intriganten die Zähne ausreißt."

Die Wahrheit dieser Meldung wurde durch die englische Presse bestätigt, die zynisch schrieb: „Unten im äußersten Süden Arabiens ist ein unauffälliger kleiner Krieg im Gange, durch den 33000 Quadratmeilen des unabhängigen arabischen Gebiets praktisch dem Britischen Empire angegliedert werden" (vgl. „Daily Herald", 7. IV. 1938).

Es ist nicht leicht, eine Übersicht über die Lage in den arabischen Ländern zu gewinnen. Frankreich läßt bezüglich Marokkos, Algiers und Tunis' und der Mandatsgebiete in Vorderasien nur das in die Presse kommen, was ihm paßt; desgleichen sorgt England dafür, daß insbesondere über die arabische Halbinsel nur gelegentlich nichtssagende Meldungen auftauchen. Die Welt soll

eben nicht erfahren, daß die Einwohner von ihren Beglückern nichts wissen wollen.

Um das arabische Problem im folgenden würdigen zu können, müssen wir uns zunächst ein Bild der arabischen Welt im ganzen zu machen suchen. Geographisch reicht das arabische Volkstum horizontal von Gibraltar bis zum Schatt el Arab am Persischen Meerbusen und im Norden bis Aleppo-Mossul an der türkischen Grenze. Arabisch sind in Afrika Marokko — mit allerdings stark berberischem Einschlag —, Algier, Tunis, Tripolis und Ägypten; in Asien die französischen Mandatsgebiete Libanon und Syrien (mit dem Djebel Drus und dem Alawitenstaat), das englische Mandatsgebiet Palästina, das Königreich Irak, das völlig unter britischer Herrschaft stehende Emirat Transjordanien, ferner Saudi-Arabien, der Yemen, das englische Aden mit Perim, die Sultanate Oman und Hadramaut, die im vergangenen Jahr zu englischen Protektoraten gemacht wurden, die widerrechtlich von den Engländern besetzten Bahrein-Inseln, Koweit, sowie zahlreiche kleinere Sultanate an der Piratenküste und im Persischen Golf bzw. im arabischen Meer.

Wir können die gesamte Bevölkerung dieser Gebiete auf etwa 60 Millionen Menschen schätzen, wobei jedoch zu betonen ist, daß darüber hinaus viele Millionen Araber in den angrenzenden Gebieten wohnen. Von diesen 60 Millionen dürften insgesamt 17 Millionen Araber in den französischen Besitzungen Nordafrikas leben, rund 19 Millionen in Ägypten, 1 Million in Libyen, $1\frac{1}{2}$ Millionen in Palästina und Transjordanien, 4 Millionen im Irak, 4 Millionen in Syrien und im Libanon und etwa 13 Millionen in den Ländern der arabischen Halbinsel. Diese 60 Millionen werden eines Tages eine Weltmacht sein, wenn sie zum Bewußtsein ihrer Stärke und zu der Erkenntnis gekommen sind, daß alle Araber Kinder einer gemeinsamen Rasse sind, die, um sich zu erhalten, zusammenarbeiten müssen. Wir werden es zwar nie erleben, daß ein panarabisches Reich entsteht; dazu sind die einzelnen arabischen Länder in ihrer Kultur, in ihren Gewohnheiten und ihrem Lebensstandard allzu verschieden. Aber die gemeinsame Weltanschauung, die im islamischen Glauben begründet und verkörpert ist, ist ein starkes, nicht nur geistiges Band.

Eine kluge und positive Araberpolitik treibt zur Zeit nur Italien, das auf seinem bevölkerungsmäßig kleinen Territorium in Libyen für die Weiterentwicklung des Arabertums alles nur Mögliche tut und daher auch keinerlei Widerstand in seinem Gebiet findet, obwohl die Libysche Wüste für eine aufsässige Bevölkerung Schlupfwinkel genug bieten würde. England und Frankreich haben in ihren Besitzungen nie versucht, die Araber zu fördern, genau so wenig, wie England dies in Indien den Indern gegenüber getan hat. Für Frankreich und England sind die Araber nur Ausbeutungsobjekte, die man in Unbildung und Unkultur lassen muß, damit sie nur ja nicht eines Tages sich erdreisten könnten, auch ihrerseits Forderungen zu stellen und Rechte zu verlangen. Die arabischen Staaten haben das Unglück, auf Englands Weg nach Indien, und, was Frankreich betrifft, in erreichbarer Nähe der französischen

Küste zu liegen, und daher als Menschenreservoir für militärische Zwecke in Betracht zu kommen.

Wir dürfen über ihrer jetzigen Lage nie vergessen, daß die Araber in alten Zeiten eine hohe Kultur besaßen und daß sie in Künsten und Wissenschaften nicht ihresgleichen fanden. Noch heute zeugen die Bauten in Spanien und die Trümmerstätten von Rakka von ihren schöpferischen Kräften, noch heute gelten die arabischen Ärzte im Orient als die begabtesten. Erst die lange Unterdrückung hat einen großen Teil der Araber zu Heloten und landarmen Fellachen gemacht, über die so manche Zeitungsreporter naserümpfend oder witzig berichten, anstatt die Engländer und Franzosen zur Verantwortung zu ziehen dafür, daß sie ein begabtes und intelligentes Volk wie das arabische auf eine solche Armutsstufe gebracht haben.

Wir Deutsche sind von den Kreuzzugstagen bis zum Weltkrieg niemals mit Arabern feindlich zusammengestoßen. Im Weltkrieg hat es auch erst langer Überredungskünste der Engländer, verbunden mit großen Goldzahlungen, bedurft, bis sich Teile der Araber gegen uns wandten. Zu Ehren der Araber sei überdies erwähnt, daß trotz aller Einschüchterungsversuche und Überredungskünste mehr Araber auf unsrer, das heißt der Seite unserer türkischen Bundesgenossen fochten als auf der Gegenseite.

Mit um so stärkerem Befremden haben wir daher gerade in den letzten Monaten feststellen müssen, wie in der arabischen Presse hier und da ein gewisses Mißtrauen gegen uns auftauchte und Artikel erschienen, die vielfach ein bewußtes Nichtverstehenwollen des neuen Deutschland zeigten. Wir sind den Quellen dieser Schreibereien nachgegangen und haben festgestellt, daß sie alle auf England und das Weltjudentum zurückzuführen waren, die bewußt den Arabern immer wieder einzureden suchen, Deutschland oder Italien warteten nur darauf, einen bewaffneten Einfall in ihre Länder zu machen und sie zu unterjochen. Mit gefälschten Dokumenten und falschen Zeugen versuchte man die Behauptung glaubhaft zu machen, die Achsenmächte hätten schon Tanks, Flugzeuggeschwader und anderes bereitgestellt, um sie auf die armen Araber loszulassen..

Wir müssen demgegenüber immer wieder die historischen Tatsachen sprechen lassen, um das arabische Volk darüber aufzuklären, wer sie ins Unglück stürzt, und wer alles daran setzt, sie nicht hochkommen zu lassen. Trotz der wenigen Abgeordnetenmandate, die Frankreich den eingeborenen Arabern beläßt, wird im übrigen der Protest der Araber gegen die französischen Profitjäger und Ausbeuter immer stärker. Vor einigen Jahren bereits schrieb ein ausgezeichneter Sachkenner in einer deutschen Tageszeitung, daß sich auf dem Hintergrunde des politischen Schachspiels im französischen Nordafrika eine schwere Krise abhebe, deren Leidtragende die Millionenmassen brot-, arbeits- und landloser Araber seien. Der Verfasser wies zum Schluß seines Artikels darauf hin, daß, wenn die zukünftigen Deputierten der Araber erst einen Kampf im französischen Parlament ausfechten müßten, um bessere Lebensbedingungen durchzusetzen, es fraglich sei, ob diese Millionenmassen

so lange warten würden. Sie seien in ihrer Unbildung und ihrem stumpfen Drang nach vorwärts ein feuergefährliches Element. Der Verfasser hat recht behalten. Es hat sich auch bis heute im französischen Nordafrika nichts geändert. Die Gefahr bleibt bestehen.

Das gegenwärtig stärkste arabische Land in Afrika ist Ägypten, mit dem uns seit alten Zeiten engste Freundschaft verbindet. Mit seinen jetzt etwa 19—20 Millionen Einwohnern, seiner hohen Kultur und seiner wirtschaftlichen Kraft ist es ein Machtfaktor allerersten Ranges, der noch an Bedeutung gewinnt durch die Lage des Landes am Verbindungskanal vom Mittelmeer bzw. Europa nach dem Nahen und Fernen Osten. Mit tiefem Bedauern verfolgen wir Deutsche die seit Jahresfrist gegen uns geführte Pressekampagne, von der sich nicht einmal Blätter wie der „*Ahram*" ausschließen, das größte Blatt der arabischen Welt, dessen Artikel in der ganzen arabischen und übrigen muselmanischen Presse nachgedruckt und als maßgeblich betrachtet werden. Bei allem Befremden, daß man in dem befreundeten Lande nichts dagegen unternimmt, verstehen wir es zwar, wenn die in Ägypten stark vertretene jüdische Presse gegen das neue Deutschland hetzt und Greuelnachrichten aller Art bringt, in letzter Zeit insbesondere Schauermärchen der durch Port Said durchkommenden jüdischen Emigranten; wir verstehen aber nicht, weshalb die eigentliche Landespresse uns angreift. Wir haben weder je Absichten auf Ägypten geäußert noch in der deutschen Presse irgendwelche Institutionen Ägyptens kritisiert oder herabgewürdigt. Auch die Absichten unserer Achsenfreunde, der Italiener, sind durchaus wirtschaftlicher und friedlicher Art. Italien wünscht eine Erleichterung der Gebührenzahlung für die Durchfahrt durch den Suezkanal und eine angemessene Vertretung in der Leitung der internationalen Suezkanal-Gesellschaft. Wir können die Pressemache gegen uns nur auf planmäßige Verhetzung Englands zurückführen, das, um sich selbst eine stärkere Position im Lande zu sichern, eine nicht bestehende deutsche Gefahr an die Wand malt. Deutsche Truppen sollen an der libyschen Grenze zum Einfall in Ägypten bereitstehen, deutsche Agenten sollen bereits Pläne zur Zerstörung des Suezkanals ausgearbeitet haben. England will natürlich dem bedrohten Ägypten helfen und verlangt dafür neue Positionen in Alexandrien und am Suezkanal.

Mit Recht hat der frühere ägyptische Ministerpräsident Sidky Pascha Ende vorigen Jahres im ägyptischen Parlament bei Besprechung der Thronrede unter anderem ausgeführt, daß er zwar Anhänger des englischen Bündnisses sei, aber eine Auslegung nicht verstehe, die Ägypten automatisch in europäische Konflikte verwickle und dem Bundesgenossen militärische Vorsichtsmaßregeln gestatte, die Ägypten jeder Handlungsfreiheit beraubten. Das Land müsse immerhin in der Lage bleiben, etwaige Verteidigungsmaßnahmen nach eigenem Gutdünken zu treffen, und dürfe vor allem durch das Bündnis nicht daran gehindert werden, je nach der außenpolitischen Lage diejenige Haltung einzunehmen, die den Frieden und die eigene Grenze sicherstelle. Er verurteilte des weiteren die geplante Umwandlung Alexandriens in eine Flottenbasis für

England und sagte, dieser wichtigste Handelshafen des Landes dürfe nicht zum Zentrum von Feindseligkeiten und zu einer Bedrohung für andere Mächte werden. Zum Schluß seiner Rede hatte der frühere Ministerpräsident den Mut, Deutschlands erfolgreiche Regierungsmethoden zur Nachahmung zu empfehlen. Er stellte demgegenüber fest, daß die englische Armee immer noch nicht die Zitadelle von Kairo geräumt habe. Diese Stellungnahme soll uns eine Aufmunterung sein, auch fernerhin an die Freundschaft Ägyptens für Deutschland zu glauben.

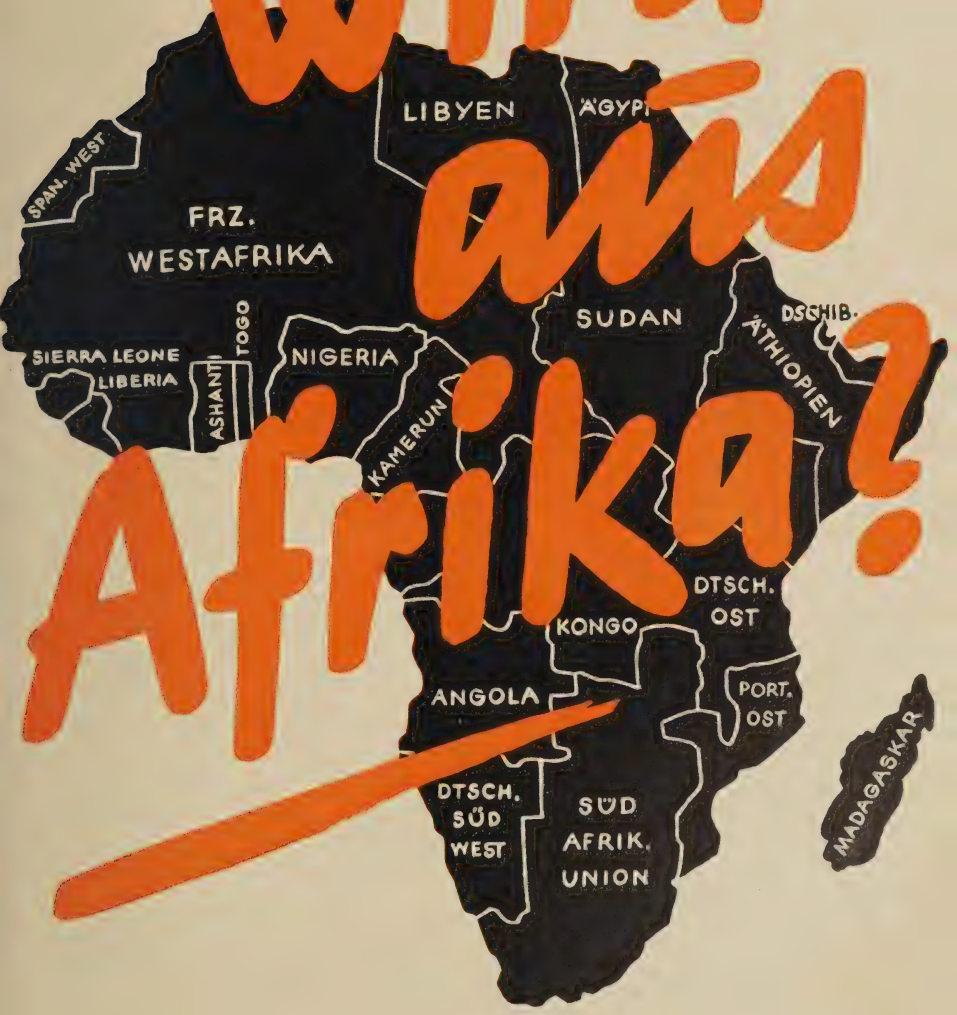
Mehr noch als die arabischen Staaten in Afrika interessiert uns heute die Entwicklung der arabischen Staaten in Vorderasien. Ihre Geschichte läßt mit aller Deutlichkeit die doppelzüngige Politik der Engländer und Franzosen erkennen. Als diese während des Weltkrieges auf dem asiatischen Kriegsschauplatz nicht mehr weiter kamen, wandten sie sich an die Araber und versprachen ihnen gegen ihre Hilfeleistung ein selbständiges großarabisches Reich. Der damals erkorene Partner der Engländer, der Großscherif von Mekka, Hüssein, hat darüber mit dem seinerzeitigen englischen Oberkommissar in Ägypten, Sir Henry MacMahon, eine längere Korrespondenz geführt. Er verlangte darin auf Grund der Vorbesprechungen mit den Engländern ein Reich, das die ganze arabische Halbinsel mit Ausnahme von Aden, den heutigen Irak, Palästina, Transjordanien und Syrien umfassen sollte. Die Erfüllung dieses Anspruches wurde ihm auch feierlich versprochen; die Engländer machten nur eine Ausnahme, und zwar für den Küstenstrich westlich von Damaskus, der den Franzosen als Einflußzone vorbehalten sein sollte. Was aus allen diesen feierlichen Zusagen geworden ist, zeigt die gegenwärtige Lage in Palästina mit aller Deutlichkeit.

Von den vielen Versprechungen hinsichtlich eines großarabischen Reiches in Asien ist nur ein kleiner Teil mehr oder weniger gehalten worden. So kam es wenigstens zur Gründung des Königreichs Irak. Der Irak hat sich, seitdem er seine Selbständigkeit gewann, rasch entwickelt und ist zu einem Anziehungspunkt für das ganze Arabertum geworden.

England hat jedoch immer wieder versucht, seinen bestimmenden Einfluß im Irak aufrechtzuerhalten, und hat es sowohl den früheren König Feissal als auch den soeben tödlich verunglückten Ghazi fühlen lassen, daß der Irak finanziell und machtpolitisch noch immer von England abhängig sei. Der frühere König Feissal ist an Kummer über die Nichteinhaltung der englischen Versprechungen dahingesiecht, der letzte Ghazi aber wurde völlig von der Regierung ausgeschlossen. Auch heute noch beherrschen die Engländer durch ihre Militärflugplätze das ganze Land. Verschiedentlich haben irakische Patrioten versucht, diese Lage zu ändern. Es ist ihnen jedoch nie gelungen, und wohl oder übel mußte sich die irakische Regierung auf England einstellen.

Die irakische Bevölkerung ist an sich sehr deutschfreundlich. Wenn gelegentlich in der irakischen Presse Ausfälle gegen uns festzustellen sind, so handelt es sich meist nur um vorübergehende Erscheinungen. Schon im Weltkrieg haben wir bei den Stämmen des Irak sehr viele Freunde gehabt, und es

Was wird aus Afrika?



. . . . . das ist die Frage, die heute zahlreiche Menschen in ganz Europa beschäftigt. Deshalb wurde das Buch geschaffen:

EUROPA blickt nach AFRIKA

Die wirtschaftlichen Hintergründe der Kolonialpolitik.

Herausgegeben von

Erwin Barth von Wehrenalp

Unter Mitarbeit von

Erwin Mai, Edmund Sala, Franz Grünwoldt,

Fritz Lange, Günther Jantzen.

355 Seiten mit 69 Bildern, broschiert RM. 7,—, geb. RM. 8,60

VERLAG LÜHE & CO · LEIPZIG

EUROPA BRAUCHT AFRIKA

Die politische und wirtschaftliche Entwicklung läßt die Bedeutung des »Schwarzen Erdteils« von Tag zu Tag steigen. Der afrikanische Wirtschaftsraum wird für Europa immer unentbehrlicher. Europa braucht Afrika. Noch immer aber wird die Erschließung der afrikanischen Rohstoffquellen nicht systematisch betrieben. Noch immer ist der europäisch-afrikanische Wirtschaftsaustausch in den ersten Anfängen. Afrika braucht Europa.

Warum ist dies so? – Welche Entwicklungsmöglichkeiten bieten sich in Afrika? – Was leistet heute Europa für Afrika und Afrika für Europa? – Was könnten die beiden Kontinente bei planvoller Wirtschaftslenkung für einander bedeuten? – Alle diese Fragen sind von brennender Aktualität. Auf alle diese Fragen gibt das Buch »Europa blickt nach Afrika« Antwort.

Das Werk, von ausgezeichneten Sachkennern in anschaulichem Stil geschrieben, gibt einen hervorragenden Überblick über die Grundprobleme der afrikanischen Wirtschaft. Es ist ein einzigartiger erregender Tatsachenbericht, nach dem nicht nur die Fachleute greifen werden, sondern all jene, die an dem wirtschaftspolitischen Geschehen der Gegenwart interessiert sind.

AFRIKA BRAUCHT EUROPA

ACKERBAU IN AFRIKA

Der prozentuale Einfuhrhandel afrikanischer Baumwolle an der Gesamteinfuhr der folgenden Länder betrug:

	1929	1935
Deutschland	0,3	4,5
England	6,5	6,6
Belgien	6,0	21,7
Frankreich	–	2,2
Portugal	5,0	10,8
Britisch-Indien	85,5	57,3
Japan	1,2	0,1

Foto: Mai

Tatsachen-Zahlen-Ausblicke

Afrika als Rohstoffversorger der europäischen Textilindustrie. – Rentieren sich gewaltige Aufwendungen für Baumwollkulturen? – Deutsch-Ost-Afrika erzeugt doppelt soviel Sisalfasern als Deutschland verbraucht. – Ölrohstoffpflanzen ein wichtiger Faktor der afrikanischen Ausfuhr. – Zwei Drittel des europäischen Verbrauchs an Kakao deckt Afrika. – Welche Bedeutung kann Afrika als Kaffeelieferant erhalten. – Kann Europa aus Afrika auch Tabak beziehen? – Afrikas Zuckerwirtschaft im Aufbau. – Kann die Banane Volksnahrungsmittel werden? – Ausbau der Südfruchtausfuhr – eine lohnende Aufgabe. – Afrika Großgetreidelieferant? – Wird die stärkere Besiedlung mit Europäern auch eine Revolution des afrikanischen Ackerbaus bringen? – Französische und italienische Pläne zur Förderung der Siedlung, der mittleren Pflanzungen und der Plantagenbetriebe. –

So unterschiedlich die Methoden und die Entwicklungsstufen des Ackerbaues in Afrika sind, so sehr zeigt sich schon heute, daß Afrika für die europäische Nahrungs-, Genußmittel- und Textilindustrie von höchstem Interesse ist.

VIEHWIRTSCHAFT IN AFRIKA

Vergleichszahlen der Viehbestände europäischer Länder und ihrer afrikanischen Kolonialbesitzungen

	Rinder	Schweine	Schafe und Ziegen
England (1936)	8 616 900	4 558 800	25 075 100
Englischer Kolonialbesitz (1933/36)	29 379 800	1 323 300	75 021 300
Frankreich (1936)	15 762 000	7 089 000	11 147 000
Französischer Kolonialbesitz (1935/36)	13 290 600	861 000	43 888 700

	Rinder	Schweine	Schafe und Ziegen
Italien (1936)	7 235 000	3 205 700	10 657 100
Italienischer Kolonialbesitz (1934)	1 957 600	1 700	5 502 300
Portugal (1934)	905 200	1 206 000	4 570 300
Portugiesischer Kolonialbesitz (1935)	2 486 500	427 500	1 061 700
Belgien (1935)	1 837 500	1 284 500	345 400
Belgischer Kolonialbesitz (1934)	326 200	200 400	1 581 400

Tatsachen-Zahlen-Ausblicke

Kann Afrika tierische Produkte an Europa abgeben? – Die seltsame Wahrheit: Afrika importiert tierische Produkte. – Welches ist das jüngste landwirtschaftliche Nutztier? – Von fünf Muttertieren zu zwei Millionen Karakuls. – Die Büffelkuh stellt 70,6 % der ägyptischen Milcherzeugung. – Sinnlose und sinnvolle Viehwirtschaft in Afrika – Die Aufgaben der landwirtschaftlichen Versuchsstationen. – Drei Millionen Neger besitzen sechs Millionen Stück Vieh und keine Milch. –

Foto: Steinhoff

Die Viehwirtschaft Afrikas wird für das fleischhungrige Europa immer notwendiger. Das Kapitel zeigt deshalb vor allem auch, wie eine gesteuerte Kolonialwirtschaft Tausenden von Farmern gute Existenzmöglichkeiten bieten kann.

FORSTWIRTSCHAFT IN AFRIKA

Der Waldbesitz der Kolonialmächte der Welt:

Es besitzen	an heimischer Waldfläche in Millionen ha	an kolonialer Waldfläche in Millionen ha
England	1,2	601,3
Frankreich	10,3	141,0
Niederlande	0,25	136,0
Belgien	0,6	72,0
USA	245,0	55,0
Japan	23,0	41,0
Portugal	2,0	12,0

Foto: Grünwaldt

Tatsachen-Zahlen-Ausblicke

Holzknappheit Europas zwingt zur Erschließung afrikanischer Tropenwälder. – Steigende Holzpreise ermöglichen einen Ausgleich der Transportkosten. – Falsche Politik auf dem europäischen Holzmarkt. – Kamerun könnte fast den deutschen Holzeinfuhrbedarf decken.
Wie weit kann Afrika auch Massenhölzer liefern? – 40 Holzarten in Europa stehen 400 bis 600 Holzarten in Afrika gegenüber. Tropischer Waldboden ist nicht unerschöpflich. – Warum müssen die holzreichen Länder Westafrikas Holz aus Europa einführen? – Welche Gefahren bietet die shifting cultivation? – Das Wunder des Schirmbaumes. – Was könnte der tropische Regenwald an Nebenerzeugnissen liefern? – Bestehen Möglichkeiten für den Aufbau einer Zelluloseindustrie? – Welche Einsatzmöglichkeiten hat die Holzmaschinenindustrie? – Die Grundforderung: planmäßige Forstwirtschaft in Afrika. –

Wer das Kapitel Forstwirtschaft in Afrika gelesen hat, erkennt die gewaltigen Nutzungsmöglichkeiten des afrikanischen Tropenholzes. Er sieht aber auch die großen Schwierigkeiten, welche sich der Erschließung der Tropenwälder entgegenstellen.

BERGBAU IN AFRIKA

Die bergbauliche Erzeugung der Südafrikanischen Union

Gold	11 734 575 Unzen
Kohle	16 718 234 t
Diamanten	1 030 434 Karat
Silber	1 100 641 Unzen
Platin	30 125 Unzen
Osmiridium	5 667 Unzen
Kupfer	13 920 Unzen
Zinn	955 t
Chromerz	186 379 t
Eisenerz	509 046 t
Manganerz	557 210 t

Foto: Reichskolonialbund

Tatsachen-Zahlen-Ausblicke

Afrikas Bergbau gewinnt im Zeichen der Aufrüstung an Bedeutung. – Preiskonjunktur hinderte viele Ausbaupläne. – Welche Bodenschätze kann Afrika ausführen? – Afrikas Monopolstellung in der Diamantengewinnung. – 18 % der Weltproduktion an Kupfer liefert der dunkle Erdteil. – Ist die afrikanische

Kupfererzeugung steigerungsfähig? – Wie hoch sind die nordafrikanischen Eisenvorräte? – 40 % aller geförderten Chromerze kommen aus Afrika. – Die Stahlveredler eine Quelle des Reichtums. – 40 % der Golderzeugung der Welt stellt Afrika. – Rohphosphate und Asbest sowie Kobalt dürfen nicht unterschätzt werden. – Was könnte Deutschland aus seinen Kolonien an mineralischen Rohstoffen beziehen? –

Nach Ländern aufgegliedert zeigt das Kapitel »Bergbau in Afrika«, welche Entwicklung die Gewinnung mineralischer Rohstoffe bis jetzt genommen hat. Die Ansatzpunkte weiterer Entwicklung werden angedeutet.

INDUSTRIEN IN AFRIKA

Tatsachen-Zahlen-Ausblicke

Es gibt Städte in der Union, die kaum noch den Andrang neu zuziehender Betriebe fassen. – Kapstadt soll der kommende Welthafen der südlichen Halbkugel werden. – Der Aufbau der Kriegsindustrie in der Union. – Der Druck des britischen Kapitals in der Union. – Warum bleibt im reichen Ägypten das Volk arm? – Die nationalen Bestrebungen in der ägyptischen Wirtschaft. – Das große Problem Ägyptens: Die Kraftversorgung. – Kann auch Westafrika zu einem Industriegebiet werden? – Was bedeutet die Lever-Konzession für Belgisch-Kongo? – Süd-Rhodesiens Sorge: Der Menschenmangel. –

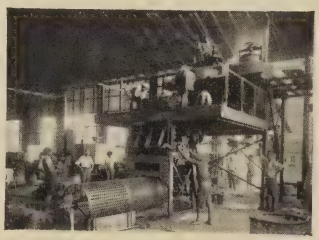


Foto: Reichskolonialbund

Die neuen Wege der italienischen Kolonialwirtschaft. Wie schafft Italien Industrien in Afrika, die es bislang im schwarzen Erdteil noch nie gegeben hat? – Afrikas Bedarf an europäischen Gütern wird einen Wandel erfahren. – Bedeutet der Aufbau der afrikanischen Industrie eine Konkurrenz für Europa? –

Das Kapitel »Industrien in Afrika« zeigt, wie weit die Industrialisierung des Kontinents bereits fortgeschritten ist und wie sich diese Industrialisierungsbestrebungen auf die Wirtschaftsbeziehungen zu Europa auswirken müssen.

Wer sind Herausgeber und Verfasser des Werkes?

ERWIN BARTH VON WEHRENALP

DER HERAUSGEBER VON „EUROPA BLICKT NACH AFRIKA"

wurde durch sein Buch: »Deutschland greift über den Äquator« bekannt. Er hat weiter eine Reihe bekannter wirtschaftspolitischer Werke verfaßt. Heute in der Organisation der gewerblichen Wirtschaft tätig, besitzt er einen ausgezeichneten Überblick über die praktischen Probleme der wirtschaftlichen Mobilmachung unserer Zeit.

ERWIN MAI

DER VERFASSER VON „ACKERBAU IN AFRIKA"

beschäftigt sich seit langen Jahren als Geograph mit den Problemen der kolonialen Wirtschaft und hatte Gelegenheit, im Jahre 1936/37 auf einer einjährigen Studienreise die wichtigsten Wirtschaftsgebiete Afrikas kennenzulernen. Er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen in Fachzeitschriften.

EDMUND SALA

DER VERFASSER VON „VIEHWIRTSCHAFT IN AFRIKA"

ist Landwirtschaftsrat und praktischer Tierzüchter. Er war Hauptschriftleiter der NS.-Landpost und ist durch zahlreiche wirtschaftspolitische Aufsätze bekanntgeworden. Im Jahre 1934/35 hatte er Gelegenheit, die nordafrikanischen Wirtschaftsprobleme im Lande selbst kennenzulernen.

FRANZ GRÜNWOLDT

DER VERFASSER VON „FORSTWIRTSCHAFT IN AFRIKA"

ist Leiter der Abteilung Weltforstwirtschaft des Instituts für ausländische und koloniale Forstwirtschaft. Er ist ferner Schriftleiter der Zeitschrift »Weltforstwirtschaft« und der »forstlichen Rundschau«. Er hatte im Jahre 1938 als Begleiter einer wissenschaftlichen Expedition die Möglichkeit, die Waldgebiete in Westafrika zu studieren.

FRITZ LANGE

DER VERFASSER VON „BERGBAU IN AFRIKA"

ist seit zehn Jahren Leiter der deutschen Kolonialbibliothek in Berlin. Als Verfasser zahlreicher Aufsätze in den führenden Organen der deutschen Kolonialpresse hat er sich auch als Schriftsteller einen Namen gemacht.

GÜNTHER JANTZEN

DER VERFASSER VON „INDUSTRIEN IN AFRIKA"

schrieb das Werk »Ostafrika in der deutsch-englischen Politik 1884/90«. Er kennt Afrika aus eigener Anschauung. Als Geschäftsführer des Afrika-Vereins Hamburg-Bremen gewann er einen hervorragenden Einblick in die Maßnahmen, die zum Aufbau der afrikanischen Industrie getroffen wurden. Als jahrelanger Mitarbeiter der »Afrika-Rundschau« veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze über afrikanische Wirtschaftsprobleme.

Wilhelm Limpert, Berlin SW 68

Bestellkarte

Aus dem Verlag Lühe & Co., Leipzig O 5, bestelle ich/wir zur sofortigen Lieferung unter Nachnahme — Betrag folgt auf Postscheckkonto — durch die Buchhandlung .....

..... Ex. Sammelband „Europa blickt nach Afrika“

RM. 8,60, brosch. RM. 7,—

Ich/wir benötigen von den Einzelheften:

..... Ex. Mai, „Ackerbau in Afrika“ ..... RM. 3,—
..... Ex. Sala, „Viehwirtschaft in Afrika“ ..... RM. 3,50
..... Ex. Grünwoldt, „Forstwirtschaft in Afrika“ ..... RM. 2,50
..... Ex. Lange, „Bergbau in Afrika“ ..... RM. 3,—
..... Ex. Jantzen, „Industrien in Afrika“ ..... RM. 2,40

Name und Wohnung: .....

Datum: .....

Firma

Lühe & Co.

Verlagsbuchhandlung

LEIPZIG O 5

Breitkopfstraße 9

ist zu hoffen, daß in Zukunft das Verhältnis der Freundschaft immer stärker werden wird.

Wir müssen uns andererseits in der deutschen Presse hüten, Nachrichten über den Irak, die aus seinen Nachbarländern zu uns gelangen, ohne weiteres Glauben zu schenken, und wir müssen solche Nachrichten, ehe wir sie übernehmen, auf ihren Wert oder ihre Richtigkeit genauestens prüfen. Wir dürfen nicht durch falsche Zeitungsmeldungen eine wertvolle Freundschaft, wie die irakische, aufs Spiel setzen.

Um nun kurz auf die englisch-französischen Mandatsgebiete im Nahen Osten einzugehen, so ist zunächst zu sagen, daß diese Länder noch zu keiner Festigung ihrer Lage und insbesondere zu keinem staatlichen Eigenleben gelangt sind. Die Engländer haben in Palästina, als sie dort seinerzeit den Juden ein Nationalheim errichten wollten, einen Konglomerat-Staat geschaffen, an dem weder die Araber noch die Juden Freude haben. Wer überdies die geographische Lage und Beschaffenheit Palästinas kennt, weiß, daß nicht mehr als höchstens 1½ Millionen Menschen dort leben können. Das Gebiet ist wasserlos und zum großen Teil gebirgig und Sandwüste, so daß es schon deshalb niemals ein Aufnahmeland für die Juden aller Welt werden könnte. Das Land muß, um lebensfähig zu bleiben, über kurz oder lang im Osten oder Norden an das arabische Hinterland angeschlossen werden, mit dem es auch seit Urzeiten engste Beziehungen verknüpften. Die vielfachen Versuche der Engländer, auf dem Verwaltungswege oder durch Konferenzen eine Einigung zwischen Arabern und Juden herbeizuführen, sind fehlgeschlagen. Die Araber können und werden den Engländern niemals das Zugeständnis einer weiteren jüdischen Einwanderung machen. Die Araber in Palästina würden damit Selbstmord begehen. Nach den Ereignissen der letzten Zeit hat man auch arabischerseits die Überzeugung, daß die Engländer mit Absicht den Zwiespalt zwischen Arabern und Juden weiterbestehen lassen wollen, um auf diese Weise einen Vorwand zu haben, im Land zu bleiben. England hat nicht umsonst den Hafen von Haifa zu einem Kriegshafen erster Ordnung ausgebaut und die Pipe Line, die das Mossulöl aus dem Irak heranführt, nach Haifa verlegt. Ebenso will es das südliche Palästina nicht räumen, weil es, wenn einmal der Suezkanal nicht mehr englisches Hoheitsgebiet sein sollte, dort einen neuen Kanal vom Mittelmeer durch die Wüste nach dem Golf von Akaba zu bauen gedenkt.

Die Franzosen haben in Syrien die gleiche Einstellung in ihrer Verwaltung bewiesen. Sie haben jahrzehntelang mit allen möglichen Verträgen und Versprechungen die Syrer hingehalten. Immer wenn der Einlösungstermin fällig war, fanden die Franzosen einen neuen Grund, um sich zurückzuziehen. Die Araber Syriens haben allmählich begriffen, daß Frankreich gar kein selbständiges Syrien will. Es will dort bleiben, um so mehr, als inzwischen in dem nördlichen Teil Syriens große Erdölfunde gemacht worden sind. Die Syrer, die auf Grund ihres Vertrages mit den Franzosen vom Jahre 1936 für dieses Jahr mit ihrer vollen Selbständigkeit gerechnet hatten, sind jetzt völlig er-

nüchtert zu ihren alten arabischen Forderungen zurückgekehrt. Immer größer wird die Strömung derjenigen unter den Syrern, die einen Anschluß an den Irak wünschen, weil sie sich sagen, daß sie, abgeschlossen vom Meer, doch niemals lebensfähig sein werden. Die Franzosen haben durch Schaffung des ihnen völlig unterworfenen und als Kolonie behandelten Staates Libanon an der Küste den Syrern die Entwicklung und jede freie Ausfuhrmöglichkeit ihrer Produkte nach dem Meere hin genommen.

Was die deutsche Einstellung zu den Mandatsgebieten betrifft, so ist zu sagen, daß wir in den letzten Jahren ständig an Ansehen und Einfluß in diesen Ländern gewonnen haben. Trotz der Lügen der Engländer und Franzosen haben die Araber in den Mandatsgebieten erkannt, daß alle englischen und französischen Versprechungen nur Schein sind. Auch die arabische Presse in den Ländern ist, soweit sie unabhängig ist, deutschfreundlich eingestellt. Unsere Handelsbeziehungen zu den Mandatsgebieten haben sich in erfreulicher Weise entwickelt, was nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht bei den Arabern eine gewisse Sympathie für Deutschland vorhanden wäre.

Der einzige arabische Staat in Asien, der sich gegen Englands Willen entwickelt hat, ist Saudi-Arabien. Vor kurzem haben wir, um unserer Freundschaft zu Ibn Saud sichtbaren Ausdruck zu geben, eine Gesandtschaft in Djeddah errichtet. Daraufhin haben wir allerdings feststellen müssen, daß sofort eine wüste Pressekampagne der Engländer gegen uns einsetzte. Wir wissen genau, daß diese Pressehetze die Zustimmung weder der saudischen Regierung noch der saudischen Bevölkerung findet, sondern nur von einigen wenigen betrieben wird. Sie kann uns darum auch gleichgültig sein, da wir wissen, daß die Wahrheit sich durchsetzen und das arabische Volk erkennen wird, wo seine wahren Freunde zu finden sind.

PETER RICHARD ROHDEN

DIE KLASSISCHE DIPLOMATIE IM KAMPF UM DAS EUROPÄISCHE GLEICHGEWICHT

IV. Die Diplomatie der Heiligen Allianz

Für die Abhängigkeit unseres Geschichtsbildes vom eigenen Erleben gibt es kaum einen schlagenderen Beweis als den Wandel, der sich in der Bewertung des Wiener Kongresses vollzogen hat. Das 19. Jahrhundert, dem ein Krieg aller gegen alle erspart blieb, vermochte nur die Mängel des großen Restaurationswerks wahrzunehmen. Die erneute Teilung Polens, bei der nun Rußland endgültig den Löwenanteil davontrug; die Organisation der deutschen Staatenwelt in der Form eines kraftlosen Bundes, in dem nur die Vertreter der Regierungen zu Wort kamen; die Errichtung eines lombardo-venetianischen Königreiches und die Wiederherstellung des Kirchenstaates, zwei Maßnahmen, die als Damm gegen den italienischen Nationalstaatsgedanken wirkten — all das schien das Urteil Bismarcks zu bestätigen, der erklärte, der Wiener Kongreß habe die Völker „wie alte Hosen und Röcke zerschnitten".

Trotzdem wird sich der Mensch des 20. Jahrhunderts kaum ohne weiteres bereit finden, ein Vertragswerk, das den Rahmen für einen so langen Zeitraum europäischer Geschichte abgegeben hat, in Bausch und Bogen zu verdammen. Seit den Vorortverträgen von 1919/20 ist uns die Schwierigkeit eines dauerhaften Friedens allzu deutlich geworden, als daß wir uns mit einem so summarischen Urteil befreunden könnten. Die Verantwortlichen von 1919 einfach mit den Diplomaten von 1813/14 zu konfrontieren, heißt vielleicht, sich die Sache etwas leicht machen. Denn gemessen an dem blindwütigen Haß Clemenceaus oder an der doktrinären Leichtfertigkeit Wilsons erscheint sogar der intrigante Talleyrand als eine überragende Persönlichkeit. Aber so symbolisch auch Namen hier sein mögen, so liegt der tiefste Unterschied zwischen den beiden Friedenskonferenzen doch auf dem Gebiet der Idee. Männer wie Castlereagh, Metternich und Hardenberg wußten genau, daß ein Friede kein „Diktat" sein darf. Wie man nicht Frieden schließen soll, hatte ihnen in beispielhafter Klarheit Napoleon vorgemacht. Daher das Bestreben, eine Ordnung zu schaffen, die nicht eine „Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln" darstellte, sondern auch dem Besiegten die Möglichkeit bot, sich wieder in die Phalanx der europäischen Großmächte einzureihen.

Ferner waren sich die Diplomaten des Wiener Kongresses aber auch darüber klar, daß ein Friedensvertrag kein Kunstwerk ist, das — wie eine Dichtung oder eine Symphonie — ein von seinem Schöpfer unabhängiges Leben führt. Ein Friede muß nicht nur geschlossen, sondern auch erhalten werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß er eines Tages wie ein Kartenhaus zusammenbricht. In dieser Erkenntnis sahen sich die Staatsmänner der Siegermächte

noch bestärkt durch den Gewaltstreich der Hundert Tage, der alle in Wien getroffenen Vereinbarungen wieder über den Haufen zu werfen drohte. Als einen ersten Versuch, die koalierten Mächte über das Kriegsende hinaus zusammenzuhalten, kann man bereits den Vertrag von Chaumont betrachten, der darauf abzielte, die verschiedenen Teilvereinbarungen und Sonderverträge von 1813 auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Dieser vom 1. März 1814 datierte Vertrag wurde ein Jahr später nach der Rückkehr Napoleons feierlich erneuert und gab, zusammen mit den Bestimmungen des Zweiten Pariser Friedens, die Rechtsgrundlage für eine kollektive Überwachung Frankreichs ab, die zeitweise an eine europäische Vormundschaft erinnert.

Organ dieser Vormundschaft war die Botschafterkonferenz, deren Befugnisse sich indessen auf Frankreich beschränkten. Da aber die Ideen von 1789 auch außerhalb der französischen Grenzen Fuß gefaßt hatten, sahen sich die Alliierten vor die Aufgabe gestellt, in irgendeiner Form einen Überwachungsdienst zu organisieren, der sich über den ganzen europäischen Kontinent erstreckte. Bezeichnenderweise ging die erste Anregung dazu von Castlereagh aus, der in den Jahren des Kampfes gegen Napoleon gemerkt hatte, was eine persönliche Fühlungnahme der leitenden Staatsmänner für das „europäische Konzert" bedeutete, und nunmehr vorschlug, von Zeit zu Zeit einen Kongreß einzuberufen, um sich über alle schwebenden Fragen auf konsultativem Wege zu einigen. Daheim fand der Leiter des Foreign Office für seinen Konferenzgedanken freilich nur wenig Verständnis. Ministerium und Parlament neigten nach errungenem Sieg dazu, sich den kontinentalen Händeln möglichst fernzuhalten und zur *splendid isolation* zurückzukehren. Doch war das Ansehen, dessen sich Castlereagh seit 1813 erfreute, so groß, daß ihm seine Kabinettskollegen keine ernsten Hindernisse in den Weg zu legen wagten.

Sehr viel mehr Staub aufwirbeln sollte in den Kreisen der Diplomaten und der Patrioten der Vorschlag Alexanders I., Fürsten und Völker zu einer „Heiligen Allianz" zu vereinen und feierlich darauf zu verpflichten, daß sie ihre wechselseitigen Beziehungen hinfort nach den „erhabenen Wahrheiten der Religion des Heilands" regeln wollten. Was den Zaren, bei dem sich damals die liberalen und die mystischen Impulse noch die Waage hielten, zu diesem merkwürdigen Schritt veranlaßte, war vielleicht wirklich die Einsicht, daß man eine Spaltung Europas in zwei feindliche Lager nur verhindern könne, wenn es gelänge, den sich anbahnenden Gegensatz zwischen Fürsten und Völkern irgendwie zu überbrücken. In englischen Kreisen stieß die Anregung Alexanders freilich auf unverhüllte Ablehnung: einmal weil man als Bindeglied zwischen Regierung und Volk über das Parlament verfügte; zum anderen, weil man in der betont christlichen Wortwahl des Bündnisses eine Bestätigung der russischen Expansionsgelüste auf Kosten der Türkei witterte. Da man jedoch den russischen Autokraten nicht vor den Kopf stoßen wollte, so veranlaßte Castlereagh den Regenten, an Alexander einen Privatbrief zu richten, der sich mit dem Gedanken einer Heiligen Allianz grundsätzlich ein-

verstanden erklärte, aber eine Unterzeichnung dieses in der Geschichte der Diplomatie einzigartigen Dokuments als mit der englischen Verfassung unvereinbar ablehnte.

Auch Metternich scheint von dem Schritt des Zaren zunächst unangenehm überrascht worden zu sein. Sobald der geschmeidige Diplomat jedoch begriff, welche realpolitischen Möglichkeiten der von Alexander vertretene christliche Universalismus für den gemeinsamen Kampf der Regierungen gegen die revolutionäre Ideenwelt in sich barg, fing er den ihm zugeworfenen Ball im Fluge auf: Er bewog Franz I. und Friedrich Wilhelm III., sich zur Unterzeichnung des Vertrags nach Vornahme einiger redaktioneller Änderungen bereit zu erklären, und sicherte sich damit die Möglichkeit, aus der Allianz, die nach dem Willen des Zaren ein mystischer, alle Landesgrenzen überwölbender Bund der Fürsten und Völker sein sollte, eine Liga der Regierungen gegen die Regierten zu machen. In dieser neuen Form, die der Kaiser von Österreich und der König von Preußen am 16. September 1815 unterschrieben, stellte die Heilige Allianz alles andere als ein „tönendes Nichts", sondern ein sehr wirksames Instrument dar, das den legitimen Monarchen das Recht gab, sich in die innerpolitischen Verhältnisse ihrer Nachbarländer einzumischen, sobald dort der Grundsatz des Gottesgnadentums durch revolutionäre Kräfte verletzt wurde.

Ihre erste Feuerprobe sollten die Konferenzidee Castlereaghs und die von Metternich umstilisierte Heilige Allianz indes erst drei Jahre später auf dem Kongreß von Aachen bestehen, wo sich außer den verbündeten Monarchen auch die führenden Staatsmänner Europas wieder zusammenfanden. So glänzend wie in Wien gestaltete sich das gesellschaftliche Bild allerdings in der ehemaligen Residenz Karls des Großen nicht. Denn der österreichische Staatskanzler hatte dafür Sorge getragen, daß die Vertreter der Großmächte auf diesem „hübschen kleinen Kongreß" nicht durch die Repräsentanten der Mittel- und Kleinstaaten behindert wurden. Doch strömten auch diesmal so viele „Schlachtenbummler" zusammen, daß die Aachener, die sich noch gar nicht recht an die preußische Herrschaft gewöhnt hatten, auf ihre Kosten kamen.

Das Thema, das im Mittelpunkt der Verhandlungen stand, war die Frage, ob man die alliierten Truppen aus Frankreich zurückziehen solle. Der französische Ministerpräsident Richelieu setzte sich mit größter Energie für die Entlassung seines Landes aus der europäischen Vormundschaft ein. Und da er sich der Freundschaft Alexanders erfreute und keine der anderen Mächte weniger edelmütig erscheinen wollte als Rußland, so trug die Beredsamkeit Richelieus schließlich den Sieg davon. Innerlich von der Befriedung Frankreichs überzeugt war allerdings keiner der führenden Diplomaten; denn daß seit 1816 alle Nachwahlen wieder zugunsten der Linken ausfielen, bewies deutlich genug, daß die revolutionäre Ideologie unter der Asche weiterglühte.

Um den Zaren nicht zu verstimmen, einigte man sich schließlich auf ein Kompromiß: Frankreich wurde in seiner Eigenschaft als legitime Monarchie in den europäischen Vierbund aufgenommen, der sich dadurch wieder zur Pentarchie des Ancien Régime erweiterte. So entstand nach außen hin der Eindruck, als sei es wirklich gelungen, die Folgen eines Kampfes, der ganz Europa fast ein Vierteljahrhundert lang in Atem gehalten hatte, binnen drei Jahren zu liquidieren. Insgeheim aber erneuerten die koalierten Mächte die Verabredung von Chaumont und sicherten sich im Falle eines französischen Umsturzes bewaffnete Hilfe zu.

Inmitten der Verhandlungen von Aachen trug der österreichische Staatskanzler noch zwei persönliche Erfolge davon, denen auch politische Bedeutung zukam. Er errang die Gunst der Gattin des russischen Botschafters in London, die in der englischen Gesellschaft und vor allem in der nächsten Umgebung des Regenten eine große Rolle spielte; und er zog den Zaren Alexander, der bisher noch mit dem Liberalismus geliebäugelt hatte, endgültig in das legitimistische Lager hinüber. Beide Ereignisse stehen in engem Zusammenhang; denn ohne die „Bekehrung" ihres kaiserlichen Herrn würde es die Gräfin Lieven wohl kaum gewagt haben, derart für die Ideen Metternichs einzutreten, daß während des folgenden Jahrfünfts die russische und die österreichische Diplomatie in London Hand in Hand arbeiteten. Aus dem Briefwechsel zwischen dem österreichischen Staatskanzler und der baltischen Aristokratin können wir den eigenartigen Einklang von Liebe und Politik deutlich ersehen — einen Einklang, der bei Metternich ganz selbstverständlich anmutet, bei seiner Partnerin hingegen, die offenbar an sich kein politischer Mensch war, zunächst etwas verblüfft. Aber gerade weil die Gräfin keine eigenen Ideen hatte, sondern nur von dem Drang beseelt war, die Drahtzieherin bei allen möglichen diplomatischen Intrigen zu spielen, eignete sie sich vortrefflich zum Sprachrohr eines fremden Willens. Allerdings unter einer Bedingung: dieser Wille mußte siegreich sein. Als Großbritannien von der legitimistischen Interventionspolitik absprang, kehrte die Gräfin Lieven nach kurzem Zögern ihrem Geliebten den Rücken und wandte sich dem aufgehenden Gestirn Cannings zu.

Bis zum Kongreß von Verona verfügte Metternich jedenfalls in der Person seiner neuen Maitresse über eine sehr geschickte diplomatische Agentin. Denn während dieses Jahrfünfts bewegte sich Alexander I. ganz und gar im Fahrwasser des Legitimitätsgedankens, von dem sich die englische Politik langsam zu distanzieren versuchte. Vor und nach dem Wiener Kongreß hatte Alexander seine Rolle als „Befreier" Europas noch dahin interpretiert, daß er überall für den Verfassungsgedanken eintrat. Diese Haltung bewirkte, daß sich zwischen ihm und Metternich eine stumme Rivalität entwickelte, die vor allem im deutschen und im italienischen Raum zu ernsten Unzuträglichkeiten führte. An den kleinen deutschen und, mehr noch, an den italienischen Höfen wühlten russische Agenten so ungescheut gegen die Hofburg, daß die britische Diplomatie, die damals noch auf österreichischer Seite stand, mehrfach ver-

mittelnd eingreifen mußte. Erst der „Undank" der Polen, die sich mit der ihnen gewährten Verfassung nicht zufrieden geben wollten, und die nicht ganz unberechtigte Befürchtung, der „jakobinische" Geist könne auf das russische Offizierkorps übergreifen, verleideten dem Zaren den Liberalismus und machten ihn den Bestrebungen Metternichs geneigt, den „Schwindelgeist" ein für allemal zu unterdrücken.

In Deutschland lieferten die Ermordung des Modeliteraten Kotzebue und das Attentat gegen den hessischen Regierungspräsidenten Ibell den Anlaß zu schweren Repressivmaßnahmen. Aber man würde sich täuschen, wenn man den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen von 1819 nur innerpolitische Bedeutung beimessen wollte. Vielmehr vertieften die Konferenzen von Karlsbad das Vertrauensverhältnis zwischen den drei absolutistischen Großmächten derart, daß Österreich, von Preußen und Rußland gedeckt, nunmehr an die Regelung der Verhältnisse in Südeuropa gehen konnte, wo der revolutionäre Funke plötzlich wieder zu heller Stichflamme emporgelodert war. An Spanien, das bereits Anfang 1820 ein erfolgreiches *pronunciamento* erlebte, hatte die Wiener Hofburg freilich nur ein mittelbares Interesse. Was die österreichische Diplomatie in Harnisch brachte, war erst das Übergreifen der Bewegung auf Neapel. Denn die neapolitanische Revolte konnte die italienische Stellung der Habsburger erschüttern und sollte daher nach Metternichs Willen den Prüfstein für das legitimistische Interventionsprinzip abgeben.

Castlereagh erklärte sich ohne weiteres damit einverstanden, daß österreichische Truppen dem „Spuk" in Neapel so schnell wie möglich ein Ende bereiteten, damit der *status quo* gewahrt bleibe. Metternich hingegen legte es zum lebhaften Mißvergnügen des Foreign Office gerade darauf an, dem Unternehmen den Charakter einer legitimistischen Exekution zu geben, und fand für diesen Gedanken beim Zaren begeisterte Zustimmung. So trafen sich Mitte Oktober die drei absoluten Monarchen nebst ihren Ministern in Troppau und bekannten sich noch einmal feierlich zum Prinzip der Intervention. Dann wurde der Kongreß, auf dem die Repräsentanten Englands und Frankreichs weisungsgemäß nur die Rolle von Beobachtern spielten, nach Laibach verlegt, um dem König von Neapel Gelegenheit zu geben, in aller Form die Hilfe der legitimen Mächte gegen seine rebellischen Untertanen zu erbitten. In Troppau und Laibach zeichnet sich also schon deutlich die Konstellation ab, die dann für die dreißiger Jahre charakteristisch werden sollte: Österreich, Rußland und Preußen bilden einen legitimistischen Block, während sich England und Frankreich abseits halten. Aber was Metternich erstrebt hatte, war ihm gelungen: Die österreichischen Truppen konnten die neapolitanische Revolution im Namen des Legitimitätsgedankens niederwerfen.

Der Triumph des österreichischen Staatskanzlers wurde auch dadurch nicht geschmälert, daß der revolutionäre Funke, während die Mächte noch in Laibach berieten, von Neapel nach Turin übersprang. Denn auch in Norditalien war die Basis, auf der das „*risorgimento*" beruhte, noch viel zu schmal, als daß die Bewegung den österreichischen Bajonetten zu widerstehen

vermocht hätte. So durfte sich Metternich auf der ganzen Linie als Sieger fühlen, zumal es ihm in Laibach gelungen war, den Zaren von einer Unterstützung der Griechen abzuhalten, die sich gegen die türkische Herrschaft empört hatten. Oder konnte es einen glänzenderen Beweis für den Sieg des Legitimitätsgedankens geben als die Tatsache, daß sich der russische Aristokrat von seinem „bösen Geist" Kapodistrias trennte, weil ihn der österreichische Staatskanzler davon zu überzeugen wußte, die Griechen seien „Rebellen" und als solche der russischen Unterstützung unwürdig? Wenn der Zar bei dieser Ansicht beharrte — die freilich zu den Traditionen der russischen Balkanpolitik in schärfstem Widerspruch stand — dann ließ sich der Zeitpunkt vorausberechnen, an dem die griechischen „Jakobiner" dasselbe Schicksal ereilte wie ihre süd- und norditalienischen Gesinnungsgenossen. Und in der Tat schien die „Bekehrung" Alexanders diesmal endgültig. Denn statt den griechischen Freiheitskampf für die russischen Balkaninteressen auszunutzen, konzentrierte der Enkel Katharinas seine ganze Aufmerksamkeit auf die Frage, wie man die spanische Revolution ersticken könnte.

Zu Verona erklärte der Zar dem französischen Bevollmächtigten Chateaubriand rundheraus, er sei entschlossen, die Ordnung in Spanien „mit Frankreich, ohne Frankreich, gegen Frankreich" wiederherzustellen. Eine solche Erklärung mußte Wasser auf die Mühle der französischen Ultras sein, die schon lange auf eine Gelegenheit warteten, die heimgekehrten Bourbonen durch einen militärischen Erfolg von dem Vorwurf reinzuwaschen, sie könnten sich nur mit Hilfe des Auslands auf dem Thron halten. Welcher Triumph, wenn der legitimen Monarchie gelang, was dem korsischen Usurpator mißglückt war: Spanien wieder an den Stromkreis der französischen Politik anzuschließen. Und diesmal ging die Rechnung der Gegenrevolutionäre auf: Die spanischen Bauern, die sich der napoleonischen Invasion siegreich erwehrt hatten, jubelten den französischen Truppen zu, die über die Pyrenäen kamen, um den elenden Ferdinand VII. wieder in seine Rechte einzusetzen. Die Expedition erwies sich als ein militärischer Spaziergang, den die fast unblutige Einnahme des Trocadero krönte. Französische Soldaten hatten, so schien es, die Hydra der Revolution in ihrem letzten Schlupfwinkel besiegt und fanden bei der Heimkehr einen neuen Herrscher vor: Karl X., den „König nach dem Herzen der Emigranten".

Das Jahrfünft vom Aachener bis zum Veroneser Kongreß stellt den Höhepunkt der Machtstellung Metternichs dar; und die Siege, die der Legitimismus damals erfocht, steigerten denn auch das Selbstbewußtsein des Staatskanzlers ins Unermeßliche. „Ich fühle mich" — so schrieb er im Sommer 1821 — „in der Mitte eines Netzes wie meine Freundinnen die Spinnen, die ich liebe, weil ich sie so oft bewundert habe. Solche Gewebe sind hübsch anzusehen, kunstreich gesponnen und widerstehen leichten Angriffen, nicht aber einem Windstoß. Diese Lage der Dinge fesselt die arme Spinne an den Mittelpunkt

des feinen Gewebes." Neben den Stolz auf die errungenen Erfolge meldet sich in diesen Worten freilich auch die Sorge, die den rheinischen Hocharistokraten nie verließ — jene Sorge, ob die Revolution nicht etwa im Begriff sei, an einer anderen Stelle wieder aufzuflammen. Wie dicht sein politisches System schon vor dem Zusammenbruch stand, konnte der „Kutscher Europas" allerdings damals noch nicht ahnen, da die Bekehrung des Zaren zum Prinzip der legitimistischen Interventionspolitik den Verlust Castlereaghs, der kurz vor Beginn der Veroneser Verhandlungen Selbstmord beging, für den Augenblick wettmachte.

Durch das überschwengliche Lob, das der österreichische Staatskanzler seinem britischen *alter ego* zollte, mußte bei vielen Zeitgenossen der Eindruck entstehen, als habe der Wechsel, der sich seit 1822 in der außenpolitischen Haltung Großbritanniens vollzog, ausschließlich persönliche Gründe. In Wirklichkeit aber machte der Hochtory Castlereagh die legitimistische Prinzipienpolitik seit geraumer Zeit nur noch widerstrebend und unter Vorbehalt mit. Das bewies bereits seine Haltung auf dem Aachener Kongreß, wo er sich energisch gegen das Gelüst des Zaren wehrte, in Lateinamerika zugunsten des Legitimitätsgedankens einzugreifen. Auch der Protest, den die britische Regierung in Verona gegen die spanische Expedition einlegte, geht noch auf den schweigsamen Anglo-Iren zurück, so daß sein Nachfolger Canning hier nichts anderes zu tun brauchte, als den Herzog von Wellington als britischen Bevollmächtigten im Sinne Castlereaghs zu instruieren.

Mit anderen Worten: der Gegensatz zwischen den beiden Leitern des Foreign Office, der die Zeitgenossen so stark beeindruckte, ist ein Gegensatz weniger der Doktrinen als der Temperamente. Castlereagh hatte sich allmählich derart in die Rolle des Ancien-Régime-Diplomaten eingelebt, daß er zum Schluß schon etwas unenglisch wirkte. Er traf Entscheidungen am liebsten in der Stille des Arbeitskabinetts oder in persönlicher Fühlungnahme mit seinen festländischen Kollegen und ließ sich weder von Georg IV. noch von dem Premierminister in die Karten schauen. Popularitätshascherei war dem zurückhaltenden Hochtory völlig fremd, der von der öffentlichen Meinung, soweit sie nicht im Parlament ihren legalen Ausdruck fand, recht gering dachte. Gemessen an der „Geheimdiplomatie" seines Vorgängers, muten Cannings Methoden beinahe demagogisch an. Der neue Außenminister, der das Foreign Office im Zeitalter Napoleons nur kurze Zeit verwaltet hatte, wollte volkstümlich sein und stützte sich daher zum Leidwesen des österreichischen Staatskanzlers „auf den Kult der in seinem Lande populären Vorurteile". Zweifellos würde auch Castlereagh im Interesse des englischen Handels schließlich die Autonomie der lateinamerikanischen Kolonien anerkannt haben. Nie aber hätte er sich der bombastischen Formel Cannings bedient, der sich bei dieser Gelegenheit rühmte, er habe „eine neue Welt ins Leben gerufen, um der alten das Gleichgewicht wiederzugeben".

So kann man am Gegensatz Castlereagh—Canning beobachten, was „Stilfragen" im diplomatischen Leben bedeuten. Sachlich konnte es ja dem österreichischen Kanzler als Leiter eines Staatswesens, das keinerlei überseeische

Interessen hatte, recht gleichgültig sein, ob sich die lateinamerikanischen Kolonisten für die republikanische Staatsform oder, wie es dem Hochtory Castlereagh als Ideal vorschwebte, für die konstitutionelle Monarchie entschieden. Und ebenso belanglos wie diese Frage war für Metternich die unter dem Namen „Monroe-Doktrin" bekannt gewordene Deklaration des amerikanischen Staatspräsidenten, der im Einvernehmen mit Canning erklärte, die Vereinigten Staaten würden jeden Versuch einer europäischen Macht, ihren Herrschaftsbereich im transatlantischen Raum auszudehnen, als unfreundlichen Akt betrachten. Damit war nicht nur der spanischen Monarchie der Weg zur Unterwerfung der aufständischen Kolonisten versperrt, sondern dem Geltungsbereich des Legitimitätsprinzips auch theoretisch eine Grenze gesetzt. In der Praxis hingegen brauchte sich der österreichische Staatskanzler über die Einheitsfront Canning—Monroe nicht zu beunruhigen. Denn von der transatlantischen Welt her ließ sich sein auf kontinentaleuropäische Verhältnisse zugeschnittenes „System" nicht aus den Angeln heben.

Peinlich wurde die Lage für den Leiter der österreichischen Außenpolitik erst, als Canning die aufständischen Griechen als kriegführende Macht anerkannte. Aber noch ehe die Einheitsfront der legitimistischen Festlandsmächte an der orientalischen Frage zerbrach — ein Bruch, der niemals wieder geheilt, sondern nur vorübergehend verkittet werden konnte — hatten die Meinungsverschiedenheiten zwischen Metternich und Canning bereits die Form einer ganz persönlichen Rivalität angenommen. Wen die Hauptschuld an dieser Rivalität trifft, ist eine ziemlich müßige Frage. Canning war zweifellos der aggressivere Typus. Denn da er in den entscheidenden Jahren des Befreiungskrieges keine führende Rolle gespielt hatte, so fühlte er sich mit dem österreichischen Staatskanzler nicht durch die Erinnerungen an den gemeinsamen Kampf verbunden und scheute daher auch nicht vor persönlichen Angriffen auf Metternich zurück, den er ganz unverblümt als den „größten Lügner aller Zeiten" bezeichnete. Der rheinische Hocharistokrat legte sich in seinen Äußerungen über den neuen Leiter des Foreign Office eine gewisse Zurückhaltung auf: „Canning fliegt, ich gehe; er erhebt sich in eine Region, wo die Menschen nicht wohnen; ich bleibe auf dem Niveau der menschlichen Dinge..."

Aber auch die Reserve, die Metternich hier übt, vermag die Tatsache nicht zu verhüllen, daß die beiden Außenminister zwei verschiedenen Welten angehören, die sich nicht miteinander verständigen können, weil sie zwei verschiedene Sprachen reden. Metternich repräsentiert den Grandseigneur alter Schule, für den Diplomatie wesenhaft Geheimdiplomatie und als solche dem Verständnis der Massen entrückt ist. In der Person Cannings hingegen kündigt sich bereits ein neuer Typus des Außenpolitikers an, dessen endgültige Durchsetzung allerdings dem victorianischen Zeitalter vorbehalten blieb — ein Typus, der nicht davor zurückschreckt, zur Erreichung seiner Ziele gemeinsame Sache mit den Leidenschaften der Massen zu machen. Metternichs Waffe ist das Memorandum, das zumeist den Vermerk trägt: „sehr geheim und vertraulich". Cannings Waffe ist die „zum Fenster hinaus gesprochene"

rhetorische Formel, die sich an die Phantasie des „*man in the street*" wendet. Metternich ist ein Spätling, der seine ganze Kraft darauf konzentriert, eine innerlich schon überalterte und daher zum Zusammenbruch verurteilte Ordnung aufrechtzuerhalten. Canning ist ein *homo novus*, der eine „neue Welt ins Leben ruft", ohne sich die Frage vorzulegen, was die Lawine vernichtet, die er ins Rollen bringt.

Daß beide Männer entschlossen waren, nach dem Gesetz zu handeln, nach dem sie angetreten, bewies ihre Haltung in der orientalischen Frage. Canning nahm unter dem Jubel der europäischen Philhellenen, die in den „Klephten" die direkten Nachkommen des Leonidas erblickten, für die Griechen Partei. Metternich hingegen warf sich zum „Schutzheiligen" der Hohen Pforte auf. Denn für den Rheinländer zählte der Balkan nicht zu Europa. „Was geht die Höfe von Belgrad und Cetinje die Welt an?" äußerte noch der Greis am Vorabend des Krimkrieges. Ob die Türken von den Griechen oder die Griechen von den Türken „aufgefressen" wurden, erschien dem „Kutscher Europas" ganz belanglos, solange nur der *status quo* gewahrt blieb: „Über unsere Ostgrenze zählen drei- bis vierhunderttausend Gehenkte, Gewürgte, Gepfählte nicht viel." Durch diese zynische Formulierung darf man sich jedoch nicht darüber täuschen lassen, daß der von Metternich eingeschlagene „Negationsweg" den Interessen des habsburgischen Vielvölkerstaats durchaus entsprach. Denn eine Türkei, die zwischen Reformwillen und Reformunfähigkeit hin und her taumelte, stellte in der Tat den „besten, erprobtesten und ruhigsten Nachbar" dar, den sich die *Monarchia Austriaca* nur wünschen konnte. Wenn irgendwo, dann galt auf dem Balkan für die Wiener Hofburg der Leitsatz: „Die Grundlage der heutigen Politik muß die Ruhe sein, und der Begriff der Ruhe ist die Sicherheit des Besitzstandes."

Was der Staatskanzler nicht sah oder nicht richtig in Rechnung stellte, war der Umstand, daß nur Österreich „saturiert" war, während die übrigen Großmächte — teils aus Rücksicht auf die Ermüdung der Völker, teils aus Furcht vor inneren Wirren — ihre Expansionsgelüste lediglich vertagt hatten. Sobald diese Ermüdung schwand, wurde die Stillhaltepolitik Metternichs undurchführbar. Der Anstoß zur Wiederaufrollung des Balkanproblems ging freilich nicht von Großbritannien, sondern von Rußland aus. Denn obwohl Zar Nikolaus I., der im Dezember 1825 den Thron bestieg, von seinem Gottesgnadentum noch stärker durchdrungen war als sein Bruder, so zeigte er doch keine Neigung, der legitimistischen Ideologie zuliebe auf die altüberlieferte Balkanpolitik Rußlands zu verzichten. Um die russischen Expansionsgelüste überwachen zu können, sandte Canning den Herzog von Wellington nach Petersburg mit der Weisung, dem Zaren die Aufrichtung eines griechischen Staates unter türkischer Suzeränität vorzuschlagen. Die Folge des Petersburger Protokolls, dem im Sommer 1827 auch die französische Regierung beitrat, war die völlige Isolierung Österreichs, das tatenlos mitansehen mußte, wie die türkische Flotte bei Navarino von einem englisch-französisch-russischen Geschwader vernichtet wurde.

Damit war das System der Heiligen Allianz an der Lötstelle auseinandergebrochen, und es stellte für Metternich nur einen geringen Trost dar, daß man in London nach dem Tode Cannings, der den Triumph seiner Politik nicht mehr erleben sollte, über das Balkanproblem wieder nüchterner zu denken begann. Denn die englische Thronrede, die den Seesieg von Navarino als „*untoward event*" bezeichnete, wurde übertönt von dem wilden Jubel des Petersburger Hofes, wo sich Nesselrode offen zu der Parole bekannte: „Es lebe die Gewalt!" Der Friede von Adrianopel setzte dann zwar dem russischen Vormarsch noch einmal gewisse Schranken. Aber welche Gefahren die orientalische Frage für die Ruhe Europas in sich barg, zeigte die Rückwirkung des Balkankrieges auf Frankreich. Hier hatte sich Karl X. nach einem kurzen liberalen Experiment entschlossen, die Politik zu treiben, die man in den Kreisen der Emigranten von ihm erwartete, und seinen Günstling Polignac mit der Ministerpräsidentschaft betraut. Polignac war ein Tor, der sich bei seinen politischen Entschlüssen auf nächtliche Eingebungen der Heiligen Jungfrau verließ. Aber so töricht war er doch nicht, um nicht zu wissen, daß sich die Franzosen mit einem Staatsstreich nur abfinden würden, wenn ihnen die Regierung zuvor mit einem außenpolitischen Bravourstück aufwarten konnte. So reifte in dem eigenartig konstruierten Hirn Polignacs, unter dem Eindruck der französisch-russischen Waffenbrüderschaft auf dem Balkan, ein phantastisches Tauschprojekt, das darauf abzielte, Frankreich mit einem Schlage die Rheingrenze wiederzugeben.

Ehe indes der französische Botschafter in Petersburg den „großen Plan", der die preußische Regierung mit Holland, den Oranier mit Konstantinopel entschädigen wollte, dem Zaren mundgerecht machen konnte, hatte der Friede von Adrianopel bereits einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht. Gleichwohl hielten Karl X. und Polignac an ihren Staatsstreichplänen fest und schlugen alle Warnungen in den Wind, die ihnen Nikolaus I. und — mit geringerer Energie — auch Metternich zukommen ließen. Wie bedenklich die Lage bereits war, zeigt am besten die Tatsache, daß sich Talleyrand, den die Bourbonen seit 1815 mit Absicht kaltgestellt hatten, dazu bereit fand, eine neue Zeitung zu finanzieren, die ganz offen auf einen Dynastiewechsel hinarbeitete. Die Redakteure des „National" unterzeichneten denn auch als erste den Protest gegen die königlichen Ordonnanzen, die unter anderem die Preßfreiheit aufhoben, und lösten damit die Katastrophe aus. Den österreichischen Staatskanzler traf die Juli-Revolution schließlich doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Denn die Rückkehr Frankreichs zu den Ideen von 1789 entzog dem System der Heiligen Allianz endgültig den Boden. „Mein geheimster Gedanke ist" — so gestand Metternich damals dem russischen Staatskanzler Nesselrode — „daß das alte Europa am Anfang seines Endes ist. Das neue Europa ist andererseits erst im Werden. Zwischen Anfang und Ende wird es ein Chaos geben."

Ein Chaos in Form eines allgemeinen Krieges konnte 1830 indes vermieden werden. Denn unter dem Einfluß Talleyrands und angesichts der Drohung

Metternichs, den Sohn Napoleons und der Marie Louise gegen ihn loszulassen, schien es dem „Barrikadenkönig" Louis-Philippe sicherer, die Verträge von 1815 zu unterhöhlen, statt sie gewaltsam zu zerreißen. Talleyrand war es auch, dem die schwierige Aufgabe zufiel, sich mit Palmerston über das Schicksal Belgiens zu einigen, das die holländische Herrschaft abgeschüttelt hatte. Zwar gelang es dem alten Fuchs nicht, seinem englischen Gegenspieler eine Verbesserung der französischen Nordgrenze abzulisten. Aber die Art, wie die Westmächte die Neutralisierung Belgiens zunächst unter sich aushandelten und damit die durch den polnischen Aufstand gefesselten Ostmächte praktisch vor eine vollendete Tatsache stellten, zeigt doch ganz eindeutig, daß Europa von jetzt ab wieder in zwei Lager zerfiel, deren jedes ein eigenes politisches Weltbild vertrat. Um diese Kluft zu überbrücken, reichten weder die Kräfte des Habsburgerstaates noch die Methoden seines Kanzlers aus. Das einzige, was Metternich noch zu tun vermochte, war, die drei absoluten Monarchien zu einer gemeinsamen Abwehrfront gegen die revolutionären Tendenzen im Innern und gegen die Westmächte nach außen zusammenzufassen. Aber auch in dieser verengerten Heiligen Allianz spielte nicht mehr Österreich, sondern Rußland die erste Geige. Nur der Rückendeckung durch den Zaren verdankt es der österreichische Staatskanzler, daß sein politisches System nicht schon vor 1848 dem Ansturm der revolutionären Kräfte zum Opfer fiel, die sprungbereit auf der Lauer lagen.

Mit der Juli-Revolution ist jedenfalls das „Zeitalter Metternichs" zu Ende. Das kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß es in den dreißiger Jahren um den letzten großen Diplomaten des Ancien Régime immer einsamer wurde. Die Männer, die mit ihm zusammen den „guten Kampf" gegen Napoleon gekämpft hatten, starben langsam weg. Als ersten rief der Tod den Freiherrn vom Stein ab, der allerdings eher ein Gegenspieler als ein Kampfgenosse des österreichischen Außenministers gewesen war. Vier Jahre später schloß Franz I. die Augen. Ganz reibungslos war das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler freilich nie gewesen. Denn der fischblütige Habsburger wollte in allen Fragen die letzte Instanz bleiben und liebte es, seine Minister gegeneinander auszuspielen. Doch hatten sich beide Männer schließlich derart aneinander gewöhnt, daß Franz I. seinen schwachsinnigen Nachfolger testamentarisch anwies, sich in allem und jedem auf den Rat des Kanzlers zu verlassen. Um in einer „Monarchie ohne Monarchen" die Rolle des Hausmeiers zu übernehmen, fühlte sich Metternich jedoch nicht mehr stark genug. Statt auf dem letzten Willen des verstorbenen Herrschers zu bestehen, willigte der Kanzler ein, die Macht mit dem Innenminister Kolowrat und zwei Erzherzögen zu teilen. Drei Jahre später ereilte der Tod auch den Fürsten von Benevent, mit dem der rheinische Grandseigneur fast ebenso oft die Klinge gekreuzt wie Schulter an Schulter gefochten hatte. Auf dem Sterbebett brachte der abtrünnige Bischof noch das Kunststück fertig, mittels eines Vertrages, in dem der alte Diplomat auch seinen Gott wie eine auswärtige Großmacht behandelte, seinen Frieden mit der Kirche zu machen.

Ein Jahrzehnt nach Talleyrands Tode brachen sich dann die Kräfte, die zu bekämpfen der Hocharistokrat Metternich als seinen Lebensinhalt betrachtet hatte, gewaltsam Bahn. Und da die öffentliche Meinung naturgemäß nicht wußte, was an dem „System Metternich" auf Kaiser Franz und was auf den Staatskanzler selbst zurückging, so wurde der 75jährige Greis das erste Opfer der Märzrevolution. Um die Dynastie zu retten, gaben die Erzherzöge den treuen Diener ihres Hauses preis. Ruhig und würdevoll legte der Staatskanzler seine Ämter nieder, klaglos ging er ins Exil, innerlich ungebrochen und nach wie vor fest davon überzeugt, daß seine Prinzipien für den Habsburgerstaat und für die Ruhe Europas die richtigen seien. Und wirklich durfte er 1851 bei seiner Rückkehr nach Wien feststellen, daß die *Monarchia Austriaca* inzwischen über die Verfassungswünsche der Liberalen wie über die separatistischen Tendenzen ihrer tschechischen, italienischen und magyarischen Untertanen triumphiert hatte. Dem Mann, der die ganze Stärke und die ganze Schwäche der Ancien-Régime-Diplomatie verkörperte, wieder politischen Einfluß zu geben, lag freilich dem jungen Franz Joseph ganz fern. An den Geschehnissen der fünfziger Jahre hat Metternich also keinen Anteil mehr gehabt. Ein gütiges Geschick rief den 86jährigen am 11. Juni 1859 aus dem Leben ab, mitten zwischen den Schlachten von Magenta und Solferino, die den ersten Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung des italienischen Einheitsgedankens und damit den Anfang vom Ende für den Vielvölkerstaat der Habsburger bedeuteten. So schien sich zu erfüllen, was Metternich dem Russen Nesselrode unter dem Eindruck der französischen Juli-Revolution geweissagt hatte: Sein Europa, das Europa, das nur mit Staaten, nicht mit Völkern rechnete, ging mit ihm zu Grabe; das neue Europa aber, das Europa des nationalen Gedankens, war noch weit von seiner Vollendung entfernt.

OTTO MUCK

ZUR URGESCHICHTE DES EUROPÄERS

Was ist uns Europa? Welches Bild tritt vor unser inneres Auge, wenn wir diesen Namen nennen? Europa — dies ist nicht so sehr ein geographisch bestimmter, an willkürliche Fluß- und Berggrenzen starr gebundener Begriff, sondern ein magisches Wort: Name der Urheimat, des Werderaumes der weißen Rasse. Wir wissen nicht, wer diesen Namen geprägt hat, wie er sich wandelte und auf welchem Wege er in unsern Sprachschatz gelangt ist; nur die beiden letzten Stationen kennen wir: ein Zitat aus Herodot (IV, 36, 42, 45) und eine Stelle aus dem delischen Hymnos an Apollon. Die neuere Sprachforschung hat den Namen Europa mit dem vermutlich vorgriechischen Worte *Erebos* in Beziehung gesetzt, das ursprünglich „Dunkelheit" bedeutete und später zur Bezeichnung des Schattenreiches, der unterweltlichen Totenstadt

wurde. Hier weben die Schatten des Vergangenen, der Ahnen — und dem inneren Blick weitet sich unter dunkler Wölbung eine endlose, fern in Nebel verschwimmende, von den Strömen des Vergessens umflossene Ebene: *Elysion*, das *Hel*-Reich, Ende und Anfang alles Werdens.

Dieses uralte Bild, das in überraschender Ähnlichkeit in den Sagen und Mythen aller weißen Völker sich spiegelt, ist kein willkürliches Phantasiegemälde; wie jede echte Ein-Bildung geht auch diese auf Erinnerungsbilder zurück — denn aus Erlebtem, in die Erinnerung, in das Erbgedächtnis Versunkenem setzen sich jene traumsymbolischen Bilder zusammen, die hinter Mythos und Saga stehen. Darum stellt dieses Schattenreich nicht nur das mythische, sondern abbildlich das wirkliche Ahnenland dar: jene Landschaft, in der unsere Urahnen wirklich lebten, die nun kraft der Erberinnerung uns inne geworden ist und in der Traumsprache des Mythos als unterweltlich versinnbildet wurde. Das *Hel*-Reich der nordischen Saga, *Elysion* der Hellenen, *Avalun* der Iro-Kelten: das alles sind vererbte, mannigfach umgeträumte Erinnerungsbilder eines wirklich erlebten Urbildes: der Landschaft Ur-Europas, in der die ersten weißen Menschen, die Ahnen unserer Rasse lebten, an deren Dasein wir nur jene schattenhafte, tiefenseelische Erinnerung haben, so daß es im mythischen Bilde sehr drastisch als spukhaftes Weben körperloser Schatten geschildert wird. Der Nebel, in dem sie schweben und gleiten, kennzeichnet das dunkle Reich, das unsere germanischen Ahnen *Niflheim*, Nebelland, nannten: das geheimnisvolle Land des Anfanges, die letzte Erinnerung an den Geburtsraum der weißen Rasse.

Das Erbgedächtnis sieht immer und notwendig nur den eigenen Anfang; nur Sage und Mythos, als dichterische Formungen des Erbgedächtnisses, führen an ihn heran; darum lassen wir nun die Saga sprechen:

. . . „Im Norden war es dunkel und kalt; dort lag *Niflheim*, von dort schob sich Eis in ungeheurem Strömen langsam nach Süden, ins Helle und Heiße, gen *Muspilheim*. Dort, wo sie aneinandergrenzten, ließ Feuer und Wärme das Eis schmelzen und verdampfen; es regte sich, nahm erste Lebensformen an: da ward *Ymir* das erste Wesen . . .“ Und mit durchaus unpathetischer, fast nüchterner Kargheit sagt die Völa:

„Erst war das Alter, da Ymir herrschte.
War Sand nicht noch See noch salzige Welle,
Erde nicht fand ich noch Himmel darüber,
Endlos war Öde — und Gras nirgends . . .“ (*Völuspá*)

In diesen vier Stäben ist die Charakteristik einer wirklichen Landschaft mit meisterhaften Strichen gezeichnet. Nichts ist zu sehen von allem Gewohnten. Erde und Meer deckt eine endlose, gähnende, blendende Öde, Nebel brauen darüber und lassen den Himmel verschwinden. Das ist das *Niflheim* der Saga und — unverkennbar — die Landschaft der nordischen Eiszeit mit Landgletschern und Nebel.

Dieses kimmerische[1] Reich endet

... „als Burs Söhne die Scholle befreiten
Und die märe Midgard schufen.
Da schien Sonne hell auf Bergeszinnen,
Ward der Grund grün, sproß der Lauch." *(Völuspá)*

Verjagt ist der ewige Winter der Eiszeit; verschwunden vom Boden, ja selbst von den Berggipfeln, sind Landeis und Schneeferner; ein erster Frühling, herbeigezaubert von den Sonnenstrahlen, grünt über dieser neuen Erde. Doch diese Wandlung in ein uns gewohnter erscheinendes Klima, dieser neue Lenz ist mit Schreckhaft-Ungewöhnlichem verbunden:

Sonne von Süden, dem Monde gesellt,
Streift mit der Hand den Himmelsbord.
Sonne nicht wußte, wo ihr Saal.
Mond nicht wußte,was seine Macht.
Sterne nicht wußten, wo ihr Gestühl.
(Völuspá)

Sonne und Mond sind aus ihren altgewohnten Bahnen geworfen, sie taumeln an den Himmelsrand, ja selbst die Sterne „wußten nicht, wo sie ihre Stühle hätten". Wieder ein Bild, das mit gleicher Deutlichkeit beschrieben wird wie jenes der eiszeitlichen Urlandschaft, das wir bereits als Erinnerungstraumbild erkannt haben. Sollte vielleicht auch hier sich — unbeachtet bisher von Mythen- und Eiszeitforschung — ein bedeutsamer Hinweis auf kosmische Begleitumstände anzeigen, aus dem wir Schlüsse ziehen dürften auf das Wesen der Eiszeit und die Art der Übergangszeit? Ich glaube, daß diese Möglichkeit angesichts der auch hier klaren und gar nicht märchenhaften Sprache nicht außer acht gelassen werden dürfte; daher sei versucht, dieses mythische Bild als Tatsachenbericht eines gewaltigen geologischen Umbruchs aufzufassen.

Wenn die beiden „Lichter" — Sonne und Mond —, ja sogar die Fixsterne ihre altgewohnten Orte und Bahnen verlassen, dann ist dieser Bericht auf die geozentrischen, scheinbaren Sternbahnen zu beziehen, welche immer und notwendig als Kreisbahnen um den Himmelspol erscheinen. Diese scheinbare Umdrehung ist nun derart gestört oder verwirrt, daß Sonne, Mond und Sterne ihre Stühle „vergessen" zu haben scheinen — das heißt, daß sie nun nicht mehr auf den alten, sondern auf anderen Bahnen sich bewegen, also notwendig nicht mehr um den bisherigen, sondern um einen andern Himmelspol. Da nun der Himmelspol als (scheinbarer) Stoßpunkt der Erddrehachse durch die Himmelsglocke definiert wird, folgt, daß zwar

[1] „Kimmerisch": verwandt mit *Ymir-Hymir*, zu (ind.) *hima*, (iran.) *zima* = Schnee, (lat.) *hiems*, (griech.) *cheimon* = Winter.

nicht die Himmelsglocke, aber die Erd-Drehachse damals ihre Lage relativ zum Himmel, das heißt relativ zu ihrer Laufebene, der Ekliptik, geändert hat. Diese Lagenveränderung der Erd-Drehachse muß es gewesen sein, welche jene kosmischen Begleitumstände erwirkte, die uns von der Saga als Symptom des Eiszeitendes beschrieben werden.

Über die heutige, das ist die nacheiszeitliche Lage der Erd-Drehachse, sind wir genügend unterrichtet; sie steht unter einem bestimmten Winkel — 23,5° — schief auf der Ekliptik, und zwar derart, daß sie langsam einen Kegelmantel beschreibt, dessen Achse senkrecht auf der Ekliptik steht und die nördliche Himmelsglocke in einem Punkt zu durchstoßen scheint, welcher nördlicher Pol der Ekliptik genannt wird; als Spiegelung der Kegelmantelbewegung der Erdachse scheint der Himmelspol um diesen Pol der Ekliptik einen großen Kreis zu beschreiben, so daß allmählich andere Sterne den Ort des Himmelspoles einnehmen. In einem einfachen, jedoch zutreffenden Bild beschrieben, bewegt die Erde sich auf ihrer Laufebene wie ein schlingernder Kreisel, dessen Drehachse um jene, auf der Laufebene lotrecht stehende Lage taumelt, welche sie eingenommen hatte, bevor das Schlingern einsetzte. Wir dürfen daraus schließen: in dem Zeitraum vor der Störung, also während der Eiszeit, stand die Erd-Drehachse auf der Ekliptik lotrecht; erst nach der Störung, durch die Störung begann sie zu taumeln (zu „präzessieren"), so daß der Übergang von der alten in die neue Lage im Beschauer notwendig das (geozentrische) Bild einer kosmischen Störung hervorrufen mußte, als welches die Saga es uns auch weitergegeben hat.

Daraus ergibt sich für die eiszeitliche Klimatik eine entscheidend wichtige Folgerung: da die Drehachse lotrecht stand, konnte es damals keine Jahreszeiten gegeben haben. Jeder Breitenkreis hatte, entsprechend der durchschnittlichen eingestrahlten Sonnenwärme, ein breitenabhängiges Dauerklima. Im polnahen Raum — etwa bis zum 56. Breitengrad — stand daher die Sonne jahraus, jahrein derart tief, daß die Wärmeeinstrahlung, im Verein mit der starken Bewölkung, innerhalb der Polkappe eine Luftwärme unterhalb des Gefrierpunktes hervorrief; infolgedessen konnte, mußte es innerhalb dieses Raumes zur Ausbildung jener Dauereiskappen kommen, welche für die nordische Eiszeit charakteristisch waren, obwohl die Luftwärme besonders am Grenzraum nur um weniges tiefer lag als der heutige Jahresmittelwert — lediglich deshalb, weil damals keine alljährliche sommerliche Abschmelzperiode die Ausbildung der Dauereisdecke verhinderte. In diesem Ergebnis dürfen wir eine sinnvolle Lösung des geologischen Rätsels der eiszeitlichen Dauervergletscherung im norddeutschen Raume sehen, die wir dem Umstande verdankten, daß wir es wagten, bei unserm Rückblick in die europäische Urvergangenheit die Bildsprache unserer Sagen ernst zu nehmen. In der Ausdrucksweise des Mythos „beherrscht Ymir die Urzeit" als Ausdruck der klimatischen Tatsache, daß dem europäischen Norden das nebel- und eisreiche kalte Dauerklima seine winterlich-eiszeitliche Signatur gegeben hat.

Aber noch ein anderes, kaum minder Wichtiges scheint der mythische

Bericht zu enthalten: die Erinnerung daran, daß die Eiszeit nicht allmählich, sondern wie mit einem Schlage und mit dem dramatischen Akzent eines echten Umbruches in die nacheiszeitliche Klimatik überging. Dies darf aus dem Sinnbild des Göttermordes und der damit verbundenen kosmischen Störung geschlossen werden. Eine Dreiheit junger Götter ist es,[1] die den alten Eisherrn mordeten und die Herrschaft über die neugewordene Welt antraten; wir sehen in ihnen die Repräsentanten einer nicht mehr — wie im Ymir-Zeitalter — unveränderlichen, sondern im Dreitakt der Jahreszeiten sich periodisch wandelnden Klimatik: im milden *Hönir* ist der Lenz, in *Lodhur* der lichte Sommer, in *Other* die winterliche Sturm- und Nebelzeit gekommen — im Gefolge einer Erdenkatastrophe, die nicht nur die (abschmelzungsbedingte) Sintflut erwirkte, sondern auch andere Vorgänge auslöste, die zur beschriebenen Verlagerung der Erd-Drehachse geführt haben. Ohne uns hier auf Einzelheiten dieser Vorgänge einzulassen, mag es eine Vorstellung von der Größe und dem Umfange dieses Kataklysmas geben, daß selbst ein Erdbeben wie der Krakatau-Ausbruch nur ein leises, kaum wahrnehmbares und rasch abklingendes Zittern hervorzurufen imstande war. Damals aber ist mit der Eiszeit Gewaltiges untergegangen — und diese Erschütterung der Erde, die vielleicht mit den Sagen um Atlantis in Verbindung gebracht werden kann, war das Stigma jener Zeit am Rande unserer Erberinnerung, als Europa entstand und die neue, europäische, weiße Rasse.

Damit ist eine neuartige und weitreichende Behauptung aufgestellt: die weiße Rasse der Europäer sei als jüngste aller Menschenrassen im Gefolge eben dieses Umbruches nur in diesem engbegrenzten Raume entstanden. Diese Auffassung soll nun im einzelnen untersucht werden; vom Mythos unterstützt, sollen uns Geologie und Biologie die notwendigen Unterlagen hierzu geben.

In der weißen Farbe unserer Haut tragen wir nicht nur ein erbliches Zugehörigkeitsmal, ein Rassekennzeichen erster Ordnung an uns, sondern ein echtes Zeichen, eine „Signatur", die eine entscheidende Schranke — die „Farbschranke" — um uns, zwischen uns und allen nichtweißen, farbigen Menschen aufrichtet; diese innere Sicherheit, die eines Beweises logischer Art nicht bedürfte, berechtigt uns, in der weißen Hautfarbe einen Wesensausdruck zu erblicken, eine erbliche Festlegung von schicksalshafter Bedeutung für das Europäertum. Doch bevor wir uns dieser entscheidenden Frage zuwenden, haben wir das Problem der Entstehung der weißen Hautfarbe in jenem alleinigen, landschaftsmäßig definierten nordeuropäischen Raume zu untersuchen.

Tatsache ist, daß nur dort echte Weiße beheimatet sind; wo heute — wie in Südafrika, in Australien oder im amerikanischen Doppelkontinent — weiße

[1] Diese spätgermanische in der Snorra-Edda enthaltene Überlieferung ist vielleicht an das christliche Dreifaltigkeitsmotiv angelehnt worden; entscheidend ist weniger die Dreizahl, als vielmehr die auf das Jahreszeitliche hinweisende Mehrzahl der jüngeren Götter; vgl. das urindogermanische Motiv der „Götterzwillinge", der *dioskuroi*, der (altind.) *aśvins*, der (germ.) *alki*.

Menschen wohnen, handelt es sich nachweisbar immer um Auswanderer und Nachkommen europäischer Auswanderer. Zweifellos ist ferner die Erblichkeit der Hautfarbe, also die Berechtigung des Schlusses, daß aus der Paarung weißer Eltern immer auch weiße Kinder hervorgehen müssen. Ist nun — so müssen wir uns fragen — diese Bindung des weißen Menschen an seinen nordeuropäischen Geburtsraum eine seit dem Auftreten von Menschen überhaupt vorgegebene Tatsache, oder ist die Entstehung erster weißer Menschen in Nordeuropa erst in einem späteren, definierbaren Zeitpunkte anzunehmen? Auf Fragen wie diese wird niemals eine unbedingt beweiskräftige Antwort gegeben werden können; denn es liegt allzu wenig an eindeutigem Fundmaterial vor — und die Knochen schweigen von der Haut, die sie einst bedeckte. Immerhin können wir einiges als wahrscheinlich hinstellen.

Wir wissen, daß im eiszeitlichen Europa zwei typische Landschaftsformen mit eingeborenen Menschenrassen bestanden haben: die Eisgebiete und die eisfreien Schmalräume dazwischen. In jenen lebten protomongolische, urlappische, schneeangepaßte Formen; sie haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine den heutigen Eskimostämmen ähnliche gelblichbraune Hautfarbe, jenes „Schneebraun" besessen, das auch die weiße Haut vorübergehend annimmt, wenn sie dem ultraviolettreichen Firnlicht ausgesetzt war. Wenn man die Teilnehmer einer Himalaja-Expedition daraufhin ansieht, hat man unwillkürlich den Eindruck, als ob sich ein Älteres, Vorweißes plötzlich dieser Menschen bemächtigt und eine weiße Schminke vom Antlitz gestrichen hätte; vielleicht hat dieses instinktive Gefühl recht, vielleicht blickt uns hier das Antlitz einer uralten, vorweißen, vergessenen Rasse an, deren Erbmasse wir verdeckt, untergründig in uns tragen: jener Mammut- und Höhlenbärenjäger, die den Raum des eisbedeckten Eiszeiteuropas bevölkerten. Aber auch in den eisfreien Gebieten scheint damals eine farbige Menschheit gelebt zu haben, wenigstens zeigen uns die berühmten südfranzösischen und spanischen Höhlenbilder, die in naturtreuen Farben gehalten sind, keine weißen, sondern unverkennbar rotbraune Menschen, deren Körperhabitus an Indianer erinnert. Also auch hier kein Rest einer etwaigen weißen Urbevölkerung.

Auch die Sagen künden nichts von ihr; wenn es berechtigt ist, in den Zwergenmärchen ein Restwissen von einer längstvergangenen Urbevölkerung zu vermuten, so dürfte auch hier aus der wiederholten Hervorhebung der Dunkelheit ihres äußeren und inneren Typus, aus ihrem wie neandertalhaften Troglodytentum geschlossen werden dürfen, daß sie eine farbige, vermutlich schneebraune vorweiße Urbevölkerung symbolisieren, ein Höhlenvolk, das den jüngeren weißen Menschen weichen mußte. Dieser Urbevölkerung wird man jene Strophe des *Rigsmals* zurechnen dürfen, die von einem Kätnerpaar am Meeresstrand berichtet, bei dem der zeugende Gott einkehrt. Die Frau gebiert zwei Kinder, einen Knaben „dunkel von Haut und Haar" — (*hörundsvartr*) — und ein Mädchen „mit platter Nase"; er wird „Knecht" — (*thräl*) — geheißen:

Runzlig und rauh waren die Hände,
Schwarz die Nägel, unschön das Antlitz,
Knotig die Knöchel, krumm der Rücken,
Dick die Finger, die Fersen lang . . .

Ähnlich kündet die Edda von „Zwergen von *Dwalins* Stamm", die nordfriesische Sylter Sage von kleinwüchsigen „Unterirdischen", die von den Friesen verjagt worden seien, wie auch die irische Überlieferung von den *Fir Bolg* berichtet, den „Balgleuten" mit dem Balg- oder Hautboot, dem Eskimokajak.

Wenn nun in diesem seit alters nur von bräunlichen Menschen bewohnten Raum Menschen mit erblich weißer Hautfarbe auftreten, so kann es sich entweder um das Eindringen einer schon weißen, also in einem anderen Lande weiß gewordenenen Bevölkerung oder um ein Weißwerden eines Teiles der farbigen Urbevölkerung gehandelt haben.

Die Annahme, diese ersten echten Europäer seien zugewandert, also keine „eingeborenen Europäer", würde beinhalten, daß jene das typische europäische Kennmal der weißen Hautfarbe nicht in Europa, sondern irgendwo anders erworben haben müßten — also in einem hypothetischen Raum, der heute sicherlich nicht von Weißen bewohnt sein könnte. Wir sehen in dieser Annahme keine Lösung, sondern nur eine wenig sinnvolle Verlagerung des Problems auf eine andere Gegend, die noch zusätzlich durch die Notwendigkeit belastet wäre, nun einen ausreichenden Grund dafür anzugeben, warum jene in einer fernen „Urheimat" aus unbekannten Gründen weiß gewordene Menschheit aus dieser in die neue, jetzige Heimat der weißen Rasse ausgewandert und in dieser verblieben sei. Viel wahrscheinlicher dünkt es uns daher, daß die ersten Europäer auch in Europa entstanden seien; es müßte dann, wie gesagt, ein Teil der farbigen Urbevölkerung weiß geworden sein. Da die Hautfarbe im Erbstrom weitergegeben wird, könnte eine solche Veränderung nur als Erbsprung (Mutation) gedeutet werden. An der Möglichkeit solcher Erbsprünge kann nicht gezweifelt werden; die Erbforschung hat es gelernt, sie künstlich, im Experiment, hervorzurufen. In den meisten Fällen handelt es sich bei den künstlichen und im untergeordneten Ausmaße wohl auch bei den natürlichen Erbsprüngen um Keimschädigungen und Erbleiden, die durch die Wechselwirkungen innerhalb des Organismus auch sekundäre Umformungen mit sich bringen können. Da wir so gut wie sicher wissen, daß durch Umwelteinflüsse aufgeprägte, „erworbene" Eigenschaften niemals erblich werden können, scheint ein Erbsprung als einzige Möglichkeit für ein Weißwerden, für das Rezessivwerden der Hautfärbungsfaktoren vorzuliegen. Ein solches Rezessieren, das ist ein Zurückweichen, Hintergründigwerden älterer Farbrassenmerkmale, scheint hier wirklich vorzuliegen; denn nur die weiße Haut hat die Fähigkeit bewahrt, im Schneelicht gelbbraun, im Schein der Sommersonne rotbraun zu werden; das bedingt, daß normal verdeckte, gilbende und rötende Farbkräfte in der Erbmasse vorhanden sein müssen, die, durch den Lichtreiz geweckt, die Hautfarben vergessener, vorweißer Ahnenrassen an den weißen,

das ist entfärbten Enkeln wenigstens vorübergehend wieder sichtbar werden lassen.

Man könnte also mit Hermann Klaatsch[1] daran denken, die weiße Hautfarbe als Folge einer mutativen Keimschädigung anzusehen, durch welche in erster Linie jene Gene betroffen wurden, in welchen die Fähigkeit des Gilbens und Rötens verankert lag. Es fragt sich nun: War es ein Zufall, oder war es wesentlich, daß diese vermutete Keimschädigung gerade die Haut und ihre Färbung betroffen hat? Unser Gefühl sträubt sich gegen die Annahme eines Zufalls, die — nebenbei — auch keine Erklärung, sondern nur verschleierter Verzicht auf eine solche wäre. Warum aber könnte diese Keimschädigung sich gerade derart ausgewirkt haben? Was dürfen wir daraus an Wesentlichem schließen?

Zunächst: die mit dem Nervensystem aus dem äußeren Keimblatt gebildete Haut ist der Träger der eigentlichen Sinneszellen, ja gerade jener hintergründig gewordenen Sinne, die uns als Geruch, Geschmack und Tasten ein „blindes", urtümliches Weltbild vermitteln. Und jene Farbkörperchen, welche bei der Bräunung sich bilden, sind nicht so sehr ein passiver Abwehrschutz gegen gefährdende Lichtreize — denn sie setzen die Schirmkraft der Haut nur wenig hinauf —, sondern vielmehr Ansätze zu strahlungsempfindlichen Organen. Pigmentierung ist also vor allem Ausdruck einer gesunden Haut, die noch die sehr aktive Fähigkeit besitzt, auf Lichtreize mittels Organbildung zu antworten. Mögen diese Pigmentflecken auch nur angedeutete, skizzierte, in der Ausbildung steckengebliebene Organansätze sein, sie bezeugen, daß die pigmentierende Haut noch im Vollbesitz ihrer aktiven Bilde- und passiven Abwehrkräfte ist. Diese Folgerung wird auch vom instinktiven Gefühl bestätigt, welches eine wohlgebräunte Haut als gesund, die bleiche, nicht bräunungsfähige Albinohaut indes als kränklich empfindet.

Wenn der Besitz einer Albinohaut einer erblichen Krankheit gleichkommt — die von Albinoeltern voll auf ihre Nachkommenschaft übertragen wird —, dann kann die normal-weiße Haut als Folge einer gemilderten Keimschädigung, also sehr wohl als mutative Erscheinung aufgefaßt werden. Und wenn wir die Bedeutung der Haut als Organträgerin berücksichtigen, wird es begreiflich, warum gerade sie von der Keimschädigung betroffen werden konnte: sie war ein Ort verringerten Widerstandes, der besonders empfindlich, also

[1] Prof. Dr. med. Hermann Klaatsch „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur" (2. Aufl., Bong & Co., Berlin 1922, S. 350): „... Nicht geringere Schwierigkeiten bereitet die Beantwortung der Frage nach der Heranbildung der weißen Europäerhaut ... Sollte ein düsteres, an das nordische Niflheim der Sage erinnerndes Klima ausgereicht haben, um die hochgradige Rückbildung des Farbstoffes zu erzeugen? ... Das Merkwürdigste an diesem Farbstoffverlust ist jedoch seine Verquickung mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und der Seele. Man hat unwillkürlich den Eindruck einer Art ‚Kompensation', eines Ausgleiches derart, daß ungewöhnliche neue Vorzüge sich entwickelt haben im Anschluß an eine Schädigung. Denn daß eine solche infolge des Pigmentverlustes vorliegt, kann man nicht bezweifeln ..."

verletzbar sein mußte, um mit den eingebetteten Organen — Tast-, Riech-, Schmeck- und Wärmezellen — auf Außenreize reagieren zu können.

Zweifellos steht in der Farbenreihe die weiße Haut zwischen den helleren Nuancen der Farbigen und dem Albinotyp, der durch völligen Pigmentmangel gekennzeichnet ist und daher die Folgen dieses Erbleidens — insbesondere die übermäßige Lichtempfindlichkeit des farblosen Auges und die geringe Sehschärfe — in besonders großem Ausmaße aufweist; vollkommener und teilweiser Albinismus sind gerade im Ursprungsgebiet der weißen Rasse ungleich häufiger als in allen anderen Ländern. Und betrachten wir das landschaftliche Charakteristikum: so sehen wir ein ähnliches „Ausbleichen" auch des Bodens, der infolge des humiden Klimas ausgewaschen und zur Bleicherde wird; auch die Pflanzen der nordischen Tiefebene haben mattere Farben, weniger lebhafte, an Weiß- und Grautönen reichere, „silbrige" Belaubung. Die Bleichheit gehört also zur allgemeinen Signatur der nordischen Landschaft, zum rieselnden Regen, den hängenden Wolken, den langsam treibenden Nebelschwaden und der diesigen Luft, die auch bei schönem Wetter die Ferne in silberne Schleier hüllt und keine lauten, leuchtenden Farben zuläßt, sondern verhängtes Grau und mattes Weiß bevorzugt.

Auf die Möglichkeit, ein solches humides Nebelklima für die Entstehung der weißen, das ist durch Mangel an Lichtreiz ausgeblaßten Haut verantwortlich zu machen, hat bereits O. Reche hingewiesen, entgegen der von Eickstädt vertretenen Ansicht, daß sie als Schnee- und Eisanpassung gedeutet werden könnte. Die These Reches erscheint jedoch insofern nicht vollständig, als ein solches umweltbedingtes Nachlassen der Pigmentierung eine von jedem Einzelwesen erworbene Eigenschaft darstellen würde, die grundsätzlich nicht erblich werden könnte. Würde diese Ansicht zu Recht bestehen, dann müßte jeder Weiße, der in die Tropen auswanderte, die ursprüngliche, in seiner Erbmasse vorhandene Pigmentierung nachholen und ein echter Farbiger wieder werden; er bleibt aber immer ein Weißer, wenn er auch abbräunt; und ebenso seine Nachkommenschaft.

Die Umwelt kann also nicht so sehr Ursache als vielmehr Indikator gewesen sein; der Nebelreichtum, die Humidität der nacheiszeitlichen Nordlandschaft hat die Ausbleichung auch der Menschenhaut nicht bewirkt, aber sie unterstützt. Ursache war — das dürfte sicher sein — eine mutative Keimschädigung; aber der landschaftlichen Signatur dürfen wir es zuschreiben, daß diese Keimschädigung sich gerade in der Form einer allgemeinen Ausbleichung — „Albinoidismus" — auswirkte, die besonders eindrucksvoll an Haut und Haar sowie in der Augenfarbe, als an den Orten erhöhter Empfindlichkeit zutage trat.

Es ist ferner wahrscheinlich, daß während dieser Umbruchszeit der Nebelreichtum dieses Landstriches, des wirklichen *Niflheims*, größer und auffälliger war als heute. Einerseits war es infolge der Vergletscherung noch immer kälter, der Taupunkt lag tiefer; wenn sich aber eine warme Wasserströmung — der Golfstrom — mit kalter Luft trifft, dann kommt es zwangsweise zur

Dauernebelbildung. Dazu kommt, daß jene seismischen Vorgänge, die wir als Begleitung der Erdachsen-Verlagerung anzunehmen haben, eine Durchsetzung der Luft mit vulkanischem Staub u. ä. bewirkt haben können; wenigstens kann man die mythische Schilderung *Niflheims*, daß es dort nicht nur neblig und kalt, sondern auch dunkel gewesen sei, in diesem Sinne auffassen. Wir wissen, daß schon die Anreicherung der Seeluft mit Staub und Salzkristalliten die Entstehung jener berüchtigten, dunklen, braunen Herbstnebel bewirken kann, die gerade für Nordwesteuropa typisch sind; um so mehr müßte dies bei Anwesenheit von größeren Mengen feinst verteilten vulkanischen Staubes der Fall gewesen sein. Dieser dunkle Nebel würde in weit stärkerem Ausmaße als Indikator für die Hautausbleichung wirksam gewesen sein können als die milchigweißen, zarten Schleier der gewohnten nordischen Heidelandschaft. Aber unabhängig davon, ob der diese Weißwerdung fördernde Nebel dunkel war, oder, wie Reche es annahm, hell — sicher ist, daß die nordwesteuropäische Landschaft erst nach dem Umbruch aus einer Schneelandschaft zu einem Nebelreich geworden ist. Dafür zeugt der Verlauf der Eisgrenze, die über Südengland bis zur heutigen Lage Berlins lief und — was wesentlich ist — keine Spur jener „atlantischen Einbuchtung" aufweist, welche für den Verlauf der (heutigen, nacheiszeitlichen) Nullgrad-Isotherme charakteristisch ist und vom Golfstrom herrührt; wir müssen daraus schließen, daß diese „Warmwasserheizung Europas" erst nach der Eiszeit in Wirkung getreten sein kann, so daß die verstärkte Nebelbildung infolge des Golfstromeinflusses erst aus dem nacheiszeitlichen Nordwesteuropa das Urbild des mythischen *Niflheim* gemacht haben kann. Auch dies wird von der Saga eindrucksvoll bestätigt: denn sie schildert, daß es die drei Asen waren — die weißen Götter, die *Ymir* gemordet hatten — die am Meeresstrande die schicksals- und lebenslosen Leiber *Emblas* und *Asks* erweckten und sie mit drei Geschenken begabten: mit Verstand, mit Sinnesempfindung, mit „Leben und lichter Farbe" (*lihtiu goda*); aus der mythischen Bildsprache in die unsere übersetzt, besagt dies, daß in dieser meernahen Landschaft der Nacheiszeit ein neuer Menschenschlag sich ausgebildet habe, als dessen schicksalhaftes Kennzeichen die lichte Farbe angegeben wird — gleichzeitig mit jener geologisch einschneidenden Wandlung, welche auch dieser Meerlandschaft ihr humides Klima, Bleicherde und Nebelfülle geschenkt hat.

Gab die Ursprungslandschaft Sinn und Richtung für die Auswirkung der ursächlichen Keimschädigung an — kraft jener geheimnisvollen, aber nicht wegzudisputierenden Bindung zwischen Blut und Boden —, so glauben wir auch angeben zu können, wieso es überhaupt zu diesem Erbsprung, zu dieser Keimschädigung gekommen sein kann. Erbsprung ist plötzlicher Umbau jenes innerlichen Mosaiks, für welches der Name Erbbild passender erscheint als die gewohnte Bezeichnung der „Erbmasse". Jeder Umbau eines solchen mikrokosmischen Systems ist, wenigstens im Anfang, eine Störung, die die Ganzheit des Keimes vor die lebenserschwerende Aufgabe stellt, sie durch

inneren Umbau, durch Umstellung auf eine wieder harmonische Neustruktur unschädlich zu machen.

Die anfänglich beobachtete Keimschädigung ist also nur der Anlaß zu einer inneren Neuordnung; sie sucht die durch die anfängliche Keimschädigung entstandene örtliche Schwächung in bezug auf den Gesamtorganismus zunächst durch andersartige Kompensation auszugleichen und schließlich — wenn die Vitalität des Keimes dazu ausreicht — durch Überkompensation eine positive Gesamtbilanz dieser Wandlung zu erzwingen.

Die Mutationsexperimente haben gezeigt, daß Kompensation nicht bei allen Eingriffen in das Erbgefüge möglich ist; manche Erbsprünge bleiben als „Sprünge" im Erbbild bestehen, sie können nicht kompensiert werden, die Gesamtbilanz bleibt negativ. Dies tritt besonders deutlich in jenen Versuchen auf, in denen man die Versuchstiere mit Röntgenlicht und Kleinstkörperstrahlen bombardierte und ihre Gene buchstäblich zerschoß. Neben diesen grob-mechanischen Mitteln gibt es aber auch eine andere, eine seelische Auslösung von Keimwandlungen. Was wir Erbbild nennen, ist ja nichts Materielles oder restlos an Materie Gebundenes, wenn auch gewisse Erbanlagen an körperliche Träger geheftet erscheinen. Das Erbbild ist etwas Unkörperliches, ein echtes „Urbild", das zur Signatur der Tiefenseele gehört und kraft dieser Kollektivität im Erbgange weitergegeben wird. Weil es aber dem Seelenreiche angehört, steht es über die Zwischenzone des träumerischen Halbbewußtseins in Kopplung mit dem bewußten Ich und den Wahrnehmungen, die durch die Sinnespforten dem Ich zugeleitet und in ihm zu inneren Erlebnissen, zu Engrammen, Erinnerungen werden, die — wie im Beispiel der Saga — als Erbgedächtnis im Erbgut verankert werden können, und von dort aus in Archetypen[1], Traum- und Sinnbildern den mythischen Weg zum Bewußtsein zurückfinden. Wir müssen daher den vorgenannten Satz, daß es unmöglich sei, erworbene Eigenschaften zu vererben, durch die einschränkende Bemerkung ergänzen und berichtigen: wenn nicht die Tiefenseele — das den Hierarchien der Sippe, der Rasse und der Art zugeordnete seelische Kollektiv — im Wahrnehmungs-Erlebnis erschüttert, zu einem Erbbild-Umbau veranlaßt wurde. Dann — aber nur dann — wird die tiefenseelische Erschütterung in einen Erbsprung umgesetzt („transformiert") und so aus äußerlichem, phänotypischem „Erwerb" sprungartig, mutativ in eine innerliche, genotypische Strukturwandlung übersetzt.

Solche tiefenseelische Erschütterungen kommen nun, wieder kraft der Bindung des „Blutes", der sippenhaft und rassisch definierten Tiefenseele an den heimatlichen Boden, von außen, aus der umweltlichen, heimatlichen Landschaft, und zwar dann, wenn diese Heimat selbst ihre Signatur ändert. Wenn die Berge kreißen, kann das nicht ohne Rückwirkung auf die Wesen bleiben, die kraft ihrer „Eingeburt" in tiefenseelischer Bindung mit eben dieser sich neugebärenden Landschaft stehen; mit der Heimat, als dem Umfangenden, Nährenden, Größeren muß auch der Mikrokosmos Mensch sich

[1] Nach C. G. Jung, dem großen Schweizer Arzt und Seelenforscher.

wandeln. Kataklysma der Umwelt bedingt in mitempfindenden Seelen die Auslösung einer Wesenswandlung, die, wenn sie bis in die Tiefenzonen vordringt, nicht nur erblich werden kann, sondern erblich werden muß.

Ein solcher Wesensunterschied der Heimatlandschaft klafft zwischen Eiszeit und Nacheiszeit; und er klafft nirgends so sehr wie in jenem Raume, der eiszeitlich unter der Dauereisdecke begraben lag und nach dem Gletscherrückzug zur fruchtbaren, grünen Tiefebene wurde.[1] Hier, und nur hier, waren extremale Unterschiede zwischen einst und jetzt — und daher dürfen wir für die Bewohner dieses Raumes voraussetzen, daß sie durch den Umbruch

[1] Die zahlreichen Belege anzuführen, die für diese Anschauung gebracht werden können, fehlt es hier an Raum; sie werden in einer in Vorbereitung befindlichen umfangreicheren Arbeit zu finden sein. Ich beschränke mich hier auf ein besonders auffälliges Argument.

Es ist bereits gezeigt worden, daß — wie aus dem Verlaufe der diluvialen Vereisungsgrenze zu schließen ist — der Golfstrom während der Eiszeit nicht quer über den Atlantik an die nordwesteuropäische Küste geflossen sein kann; irgendeine Inselsperre, die heute nicht mehr besteht, muß ihn damals abgehalten haben. Es liegt nun nahe, den heute unterseeischen Atlantikrücken als Rest dieser diluvialen Inselsperre anzusehen, um so mehr, als wenigstens einige Inselreste, wie die Azoren, davon noch erhalten sind, die in einem berüchtigten Bebengebiet liegen, in welchem Hebungen und Senkungen um Hunderte von Meter während weniger Jahrzehnte auch heute nicht selten sind. Es kommt hinzu, daß eben dies jener Raum ist, von dem eine besonders hartnäckige, durch antike und moderne wissenschaftliche Interdikte nicht mundtot zu machende Überlieferung berichtet, daß dort ein vorsintflutliches Großinselreich — die sagenhafte Atlantis — bestanden habe, die an einem schicksalsschweren Tage unter gewaltigen Erd- und Seebeben versunken sein soll. Es steht damit in Übereinstimmung, daß der Raum des heutigen Atlantikrückens von mindestens 50 ober- und unterseeischen Kratern besetzt ist, von welchen einige noch als aktiv bekannt sind; es kann daher in diesem Falle der Überlieferung zumindest soviel Gewicht beigelegt werden, daß man ihr glauben darf, in diesem Raume habe einst eine Großinsel oder Inselgruppe bestanden, die infolge einer geologischen Katastrophe am Eiszeitende untergegangen sei; das Ausmaß derselben kann als ausreichend angesehen werden, um einerseits die nachgewiesene Driftbewegung der Landschollen und andererseits die Taumelbewegung (Präzession) der bis dahin auf der Ekliptik lotrecht stehenden Erdachse einzuleiten, als deren Folge die Jahreszeiten kamen. Während dies aber beide Randschollen — Amerika und Eurasien — im gleichen Sinne und Ausmaße betraf, schuf die Zerbrechung der Inselsperre einen wesentlichen und sofort begreiflichen Unterschied: denn nun kamen die warmen Wasser des Golfstromes aus dem amerikanischen in das nordwesteuropäische Küstengebiet, welches erst dadurch seine auf der ganzen Erde einzigartige Klimatik erhielt: schmelzendes Landeis, bespült von warmem, in die kühleren Lüfte abdampfendem Golfwasser; durch die golfstrombedingte Hauptwindrichtung — (Westsüdwest) — dauernd mit Feuchte und Seenebeln versorgt, zu denen damals vermutlich noch der bei den vulkanischen Großvorgängen im Atlantik ausgebrochene vulkanische Feinstaub trat, der nicht nur im Verein mit den reichlichen Salzkristalliten Anlaß zu einer ununterbrochenen Nebelbildung wurde (als Kondensationskerne-Lieferant), sondern auch, mit diesen wie unerschöpflichen Nebelmassen aus dem Katastrophengebiet nach Westen, an die alteuropäische Küste verblasen, dort und nur dort jene dunklen, schmutzigbraunen Seenebel als Dauerzustand entstehen ließ, welchen dieses Land seine sagenhafte Schilderung als dunkles und düsteres, kaltes Nebelheim und letztlich auch seinen magischen Namen verdankt: *Erebos*, das ist Dunkelwelt, aus dem, wie erwähnt, die heutige Benennung Europa abgeleitet wurde.

Diesem Dunkelland, seiner wie unterweltlichen Signatur erscheint die albinoide Bleichheit, die schemenartige Blässe seiner Menschen, der ersten Weißen, die gleichbleiche Unwirklichkeit der nebelumbrauten Heideerde, der silbrig belaubten Heidepflanzen und der

ihrer Umwelt einer stärkeren Erschütterung, einer tiefer wirkenden Erlebnisreihe ausgesetzt waren als alle anderen Völker. Daher haben sie auch die stärkste Strukturwandlung durchzumachen gehabt, die ihren äußeren Ausdruck in der Entfärbung der Haut gefunden hat.

Wir wollen damit nicht etwa meinen, daß die eiszeitlichen Bewohner Nordeuropas durch das Erlebnis des die Eiszeit beendenden Kataklysmas derartig und zutiefst erschrocken seien, daß dieses schreckbewirkte Erblassen gewissermaßen zu einem Dauerzustande, zu einer krankhaften Abnahme der Hautdurchblutung geführt habe. Wohl aber wird man nicht ableugnen wollen, daß das Erleben des Umbruches — mit all den in der Sage nur mehr angedeuteten, wie absichtlich verdeckten Begleitumständen — eine bis in die Tiefenseele hinabreichende Erschütterung mit sich gebracht haben könnte. Insbesondere wird diese Vermutung für die Frauen guter Hoffnung zutreffen; die Labilität und Feinnervigkeit, die leichte Erregbarkeit, die Neigung zur (sogenannten) Hysterie mit allen ihren seltsamen Vorgängen ist gerade für die Schwangerschaft typisch. Dazu kommt, daß während jenes geheimnisvollen Zwischenstadiums, das man intra-uterines Leben nennt, der schon seine eigene Formwilligkeit zeigende Keim noch in den Nährstrom des mütterlichen Blutes eingeschaltet und daher in ganz besonderem Maße den Veränderungen mit ausgesetzt ist, die im Gefolge einer tiefenseelischen Erschütterung eintreten können. Wenn — um ein vielleicht treffendes Bild zu gebrauchen — die schwangere Mutter bis in den Seelengrund vor Schreck und Grauen erblaßte, dann mag es wohl möglich sein, daß die leiblichen Auswirkungen dieses Erschreckens zwar bei der Mutter wieder zurückgingen, im Keim jedoch Anlaß einer nicht wieder rückgängig zu machenden, weil ins Erbbild eindringenden und sich dort verankernden Wandlung war, die sich zuerst als Keimschädigung an der Haut äußerte und dann kompensatorisch zur Antwort, zur Wiederherstellung der gestörten Lebensbilanz und schließlich auf dem Wege der Überkompensation zur Ausbildung neuer, gesteigerter positiver Eigenschaften zwang.

Das ist — nach unserer Auffassung — die eigentliche Bedeutung der Hautentfärbung: daß sie, Folge einer seelischen Verletzung, traumatischer Anlaß war zur Herausbildung jener besonderen, nur europäischen Eigenschaften, in welchen die Kennung, die Stärke und die Würde des Europäers liegen. Da aber die Schädigung sich im Leiblichen auswirkte und auch so verblieb — denn wir sind den braunen, roten und schwarzen, auch den gelben Menschen an Sinnesschärfe, an Witterungsvermögen usw. im Durchschnitt unterlegen — konnte die Kompensation und die Überkompensation nur im Gegenpol des Leibes, im Geist erfolgen. Was der weiß gewordene

---

tierischen Weißlinge eingepaßt. Nur hier, in diesem klimatisch einzigartigen, engbegrenzten Raume allein wirkte alles zusammen, was als äußeres und inneres Motiv zur Bleichwerdung aufgefaßt werden könnte; darum lehnen wir es ab, irgendein hypothetisches Fremdland als wahre Urheimat der weißen Menschheit anzunehmen, für welches notwendig dieses optimale Zusammentreffen aller Bleichungsfaktoren nicht gegeben wäre.

Mensch, der erste Europäer durch die Keimschädigung an leiblichen Gaben verlor, hat er durch Potenzierung seiner geistigen Kräfte mehr als hereingebracht.

Eine bedeutsame Folge der Keimwandlung sehen wir im folgenden: Der vorweiße Mensch, seiner Heimat seit Äonen eingelebt und angepaßt, besaß ein harmonisches, natürliches Ichgefüge; durch den Insult wurde diese Harmonie zerstört: der Geist wurde stärker, aber auf Kosten des Leibes. Diese Verrückung des Schwerpunktes gibt dem weißen Menschen in den Augen aller Farbigen jenen seltsam-unheimlichen Anstrich echter Verrücktheit, mit allen Konsequenzen, welche diese Verlagerung des ganzheitlichen Wesensschwerpunktes mit sich bringt. Hierzu gehört vor allem die Störung der inneren Harmonie, die überkompensatorische Betonung des Intellektes, die Veranlagung zur Spalthaftigkeit, zur Besessenheit vom Ich oder, was gefährlicher ist, von fixen, mit allen Mitteln verwirklichten Ideen. Die europäische Seele neigt, stärker als jede andere, zur Hingabe an „*folies raisonnantes*", an Abstraktionen und Scheinwahrheiten jenseits der Lebendigkeit.

Diese Kräfte erhalten nun geschichtliche Wirkkraft durch das europäische Urerlebnis der mit unabweisbarer Eindringlichkeit erlebten Wandlung von Himmel und Erde nach dem Kataklysma: durch den Einbruch der Jahreszeiten in die Erlebniswelt der jüngsten, labilsten Rasse.

Wer, wie wir heutigen Menschen, an die wie selbstverständliche alljährliche Wiederkehr von Sommer und Winter gewöhnt ist, wem dies zu einem ererbten, teils heiter, teils wehmütig stimmenden Rhythmus, zu einem Wechsel zwischen Dur und Moll geworden ist: wie könnte ein solcher noch in sich die Empfindungen nachfühlen, welche in unseren Ahnen schreckhaft erweckt wurden, als dieses Neue, nur uns Gewohnte, ihnen zutiefst Wesensfremde, über sie, auf sie hereinbrach mit der zermalmenden Wucht eines Lebensumsturzes? Was mochten Menschen gefühlt haben, die sich eingebettet wußten dem Mutterleibe einer Landschaft, die nur langsame Klimaschwankungen kannten, für die Gleichförmigkeit langgewohnte Regel, wichtigstes Naturgesetz, Grundlage aller Lebens-Einpassung war? Welche Verwirrung mag in ihnen entstanden sein, als sich — Ausdruck einer plötzlichen Verlagerung der Erd-Drehachse, ihrer ekliptischen Schiefe — die Sonnenbahn hoch über das altgewohnte Geleise bog und unter kaum zu schildernden, jedenfalls äußerst schreckhaften Begleitvorgängen das All, der Himmel mit seinem Sternengefunkel sich verwirrte und in Unordnung geriet? Welche Seele hätte in sich gefestigt bleiben können, die es erleben mußte, wie Sonne und Mond niedertaumelten in ungewohnter Bahn an den Himmelsrand — nach dem Erinnerungsbild der Saga? Wer hätte nicht an einen Weltuntergang geglaubt, als der erste plötzliche Sommer einbrach, Eisschmelze und unerwartetes Grünen einsetzte, dann aber die Sonne aus ihrer nie erschauten Hochbahn gleich rätselhaft, wie sie aufgestiegen, zu sinken begann — dem Horizont zu, immer engeren Bogens, immer mehr sich verdüsternd, um schließlich — Gipfel des Schreckens — unter den Gesichtskreis zu tauchen, um vielleicht nie wieder aufzusteigen?

Diese Urangst der europäischen Völker ist es, die — wie ich an anderer Stelle dieser Zeitschrift dargetan habe[1] — der Nährboden für Kult uud Brauchtum, für Tragödie und Komödie, ja Urthema jeder großen „weißen" Dichtung war — vom *Gilgames*-Lied über das *Mahabharatta* und die homerischen Epen zur *Brawallar*-Schlacht, dem Nibelungenlied bis in die Verzärtelung der italienischen Stegreifkomödien. Immer ist es die Seelenwunde, aus der — heilender Balsam — formträchtiger Stoff quillt, der dicht und Gestalt wird in den Bildern entrückter Seher und Sänger. Es gibt fast keine europäische Altsage, die nicht von jenem gewaltigen, alles Frühere und Spätere übertönenden Ereignis kündete; diese Eindruckskraft und die märchenhafte Variationsbreite sind unmißverständliche Zeugen dafür, daß diese Vorgänge einst furchtbar wirklich waren und daß dieses Erleben die europäische Seele bis in ihre Tiefen beeinflußt und historisch, politisch bestimmt hat.

Dieses Erlebnis bedeutete, daß all das, was seit Äonen als einheitlich, in sich sicher und sichernd empfunden, gewußt wurde, nun auf einmal in sich schwankend, unbeständig, von einem niegewohnten Rhythmus erfüllt erschien. Damals wurde die im eiszeitlichen Dauerklima versinnbildete Einheitlichkeit des Lebens in die Polarität der Jahreshälften, der irdisch-himmlischen Gegensätze gerissen. Das Leben selbst war nun in sich gespalten, widersprüchlich, von Gegensätzen und Gesetzlosigkeiten durchwebt, von Göttern und Widergöttern beherrscht: ein Schauplatz unentwegten, selbstzweckhaften, unvermeidbaren, schließlich als lebenzeugend empfundenen Kampfes, der nie in einer die Gegensätze einigenden Synthese sein Ende finden konnte: der Kampf als Vater und König aller Dinge.

Aber nicht nur das Motiv des Kämpfens aus der Verrückungspolarität der Seele, aus der Unruhe gestörter Schwerpunktslage gab das europäische Urerlebnis seinem Menschen: es gab ihm auch die Richtung dieses Kampfes. Die großen Sagen aller europäischen Völker wissen darum. In unzähligen Formen, unter verschiedenartigsten Bildern und Gleichnissen klingt das große Thema dieses heroischen Marschtaktes, der seit Jahrtausenden die Jungheere, die Seekämpen lockt, südwärts zu ziehen, auf jenen in der Erberinnerung bewahrten Pfad, auf dem die erste Sommersonne verschwunden war.

Südwärts sinkt in einem Land hoher Breite, wie es, nach dem Zeugnis ältester Überlieferung, auch die Urheimat der Indo-Iranier war, die müde Herbstsonne aus dem vollen Kreisbogen sommerlichen Hochstandes, um mittwinters im Südpunkt zu verschwinden. Dämmerung, Dunkel deckt dann die Nordwelt. Dort unten aber im fernsten Süden — so raunt die Saga — wird die Sonne, die Lebensherrin, die lichte Frau gefangengehalten in mauerumkränzter, feuerumflammter, von Riesen und Drachen bewachter Hochburg. Aus ihrem winterlichen Verlies muß sie befreit, wiedergeholt werden, und dies in jedem neuen Jahr, damit die nordische Heimat wieder Licht und Sommer bekomme. So sagt es der Mythos, in der ihm eigenen Traumbildsprache, so wiederholten es durch Jahrtausende Kult und Brauchtum; unverstandene, rational miß-

[1] XIV, Heft 5 (Mai 1938).

deutete Reste davon haben sich bis in unsere Zeit bewahrt. In ihnen spiegelt sich ein echtes Urbild, ein aus Angst und Schrecken, Furcht und Hoffnung geronnenes Erlebnis, das sich selbst wieder auslöschen will, indem es auf anderen Lebensgebieten zur fortgesetzten Rückgestaltung treibt und politisch, geschichtlich wirksam wird. Wie die Lemminge, die Lachse in unbegreiflichem Strömen ziehen, gradaus, über alle Hindernisse hinweg, und sei es über Abgründe und Steilwehren, so treibt ein aus irrationaler Quelle gespeister, wie unauslöschlicher Triebwunsch, den wir sehr wenig treffend die „Südsehnsucht des nordischen Menschen" zu nennen pflegen, seit Jahrtausenden Stamm um Stamm, Volk auf Volk, Heere und Flotten in den fernen Südraum. Was für diese Wanderungen und Züge an vernünftigen, vorteilstrebigen Beweggründen vorgebracht werden könnte, trifft nicht das wahre Motiv. Sollte es Raummangel gewesen sein, der Achäer und Dorer aus dünn besiedelten Gebieten in das dichter bevölkerte, pelasgische Hellas abdrückte? Oder Osker und Umbrer, all die italischen Stämme, die Gefährten des Romulus — sollten sie politische Flüchtlinge gewesen sein? Was war es, das die Indo-Iranier aus ihren Ursitzen am Ostseerande aufjagte, sie in mehrhundertjährigem Zuge über die Wolga, an den Kaukasus, nach Iran und zum Indus führte? Das Normannen, namenlose Wikinge über den Atlantik zog und den glücklichen Leif über Grönland nach Vinland, zu den rothäutigen Skrälingern lockte? Sollte denn das geringe Motiv unbefriedigter Abenteuerlust das Wesen der großen Seefahrer — eines Colon, Cook, Tasman oder Magelhaes — in seiner Tiefe erschöpfen? Wer könnte, allein schon an Hand dieser bescheidenen Beispiele, diese Schicksalsbindungen übersehen, in welchen sich Europas geschichtliche Sendung greifbar abzeichnet!

An ihnen wird es klar geworden sein, daß die Sonderart der Kultur und der geschichtlichen Entwicklung Europas Ausstrahlung jener einzigartigen Seelenhaltung ist, die wir als notwendige Folge des nur-europäischen, auf den engen Raum Nordwesteuropas begrenzten Geburtserlebnisses begriffen haben.

Dieses Geburtserlebnis ist es, das uns Weiße, das heißt nicht mehr Farbige, von unseren farbigen Vettern trennt; wie es uns das erbliche Weiß unserer Haut gab, hat es uns auch innerlich ein für allemal festgelegt — als einzige Rasse, die nicht durch äonenlange Einpassung geformt, sondern durch einen Umbruch neugeschaffen wurde.

Dieses Erbwissen um die Andersartigkeit des weißen Menschen hat uns die innere Sicherheit einer Mission verliehen; es gab uns Kraft, Geschichte im größten Stil zu machen; es machte uns zum politischen Ferment, ließ uns Hammer, nie Amboß sein; es trieb uns, in Kultur und Zivilisation Segen und Fluch unserer Lebensform über die Erde zu tragen — Europa, die Urheimat der weißen Menschheit, aus einer raumarmen asiatischen Halbinsel zum Mutterland einer neuen Welt zu machen.

WALTER WILI

GRIECHISCH-RÖMISCHE REISE

AUS EINEM TAGEBUCH

Am Rand der Peloponnes, 22. September

Goldgelbe Hügel heben sich flach aus dem tiefen Blau des Meeres. Einige grüne Flecken sind ihnen aufgesetzt und einige niedere Bäume. Es ist das Bild der Unfruchtbarkeit; sie ist hier zu einem wesentlichen Teil Schicksal des Bodens; und doch erinnert sie ernst genug an den Wahnsinn der Menschen, die den Boden brandschatzen und im wiederholten Kriegsgang schließlich und endgültig vernichten. So sind große Teile Griechenlands, so das herrliche Sizilien, so weite Gebiete Nordafrikas zu Kolonialland heruntergesunken.

Seit 1922 geht das griechische Volk den heroischen Weg, sein Land wieder fruchtbar zu machen. Es steigerte in zwölf Jahren die landwirtschaftliche Anbaufläche von $1^1/_4$ Millionen Hektar auf 2,1 Millionen, es verdreifachte seinen Weizenertrag, verdoppelte die Ernte von Mais, Gerste, Tabakblättern und Weinmost. Das ist eine stille Bodenrevolution, die zu höchster Bewunderung zwingt. Sie war wohl nur nach äußerster Not möglich. Das Land hat 1922 sein kleinasiatisches Gebiet verloren und von dort $1^1/_4$ Millionen Griechen aufnehmen müssen. Diese zwangsmäßige Volksverschiebung steht wohl einzig in der neueren Geschichte da. Sie ist sechsmal so groß wie jene, die durch den Antisemitismus in Europa ausgelöst wurde. Warum sie die sehr gebildeten Menschen auf dem Schiff nicht gegenwärtig haben? Dann sehen sie auch nicht, mit welcher Kraft hier das neue Leben aus den Ruinen blüht.

In Olympia, 23. September

Den Körper als reale Macht und als Erscheinungsform der aristokratischen Persönlichkeit haben die Griechen gepflegt und nannten diesen Kult *askesis,* Übung. (Für die Mißgeburt der christlichen Askese sind sie wirklich nicht verantwortlich.) Zu ihrer lustvollen Askese gehörte freie Geburt und freie Zeit und ein Körper ohne Hilfsmittel, der alle Schönheit zu erweisen, zu erhalten und zu verteidigen hatte. Schönheit ist die Seele der sichtbaren Welt, und das Schöne an sich zu finden ist das einzige lebenswerte Streben: so unterrichtete die weiseste Frau, Diotima, den weisesten Mann, Sokrates, und so hielt der tiefste griechische Denker, Platon, als reifer Vierziger das Gespräch in männlicher Rauschfreude als höchstes Gespräch des Gastmahls fest.

Gerade in Olympia, dem kritischsten Schauplatz männlicher Schönheit und Körperfreude, ist keine berühmte Krieger- oder Athletenstatue gefunden worden, so viele dort aufgestellt waren, sondern — ein zauberhaftes Schicksal — der Gott Hermes, Geleiter der Seelen und Freund der Jugend, das

Werk des säkularen Meisters Praxiteles. Man kann diesen Körper nicht lang genug anschauen und wie Rodin das ausgeglichene Spiel der Muskeln überprüfen. Welch eine Lässigkeit zeigt dieser Mensch-Gott. Welche vollkommene Menschlichkeit, welche Hoheit jeder Gebärde und zugleich etwas tierhaft Vollendetes: ruhende Natur. Wie ganz andere Gesetze und doch wie verwandte beherrschen diesen Körper gegenüber dem kanonischen Krieger des Polyklet und dem Ringer des Lysippos. Nicht Krieger, nicht Athlet, nicht sich Mühender ist er. Dieser Hermes ist die Vollendung des reifen Mittelmeermenschen, dessen Gaben leicht in die Höhe der Träume hinaufgehöht sind: sein spielendes Denken wie die federnde Herrlichkeit seiner Glieder seine Schlauheit, seine Güte, seine Freude am Dasein und seine Kunst des Lebens. Reif ist er, sehr reif. Und doch möchte man Generationen vor ihn hinführen und das Wort wiederholen: „Haltet euch immer nur an das Vollendete."

An Bord

Immer ist die reinste Wirklichkeit die höchste Verwandlung, die der Seele wartet. Der Mensch erfährt es auf weiter Fahrt, in der Liebe und — vor dem Kunstwerk. Wie ich die Hermes-Aufnahmen von Walter Hege betrachte, ist mir klar, daß auch das vollendete Lichtbild nur eine Form des Erinnerns und des Erklärens ist, vielleicht die genaueste Form der Mitteilung. Aber ein Satz des Archäologen Gerhard Rodenwaldt über den Hermes ist von jener höchsten Verwandlung erfüllt: „Dieser Körper ist die Erfüllung alles dessen, was die Griechen in Jahrhunderten erstrebt hatten."

Auf Thira der Insel Santorin, 24. September

Vom Standort meines Schreibens fällt die Küste an die zweihundert Meter steil ins Meer ab. Das weiße Band der Häuschen von Fira zieht sich fast gespenstisch in dem klaren Mittagslicht an den Höhen hin. In einem Dreiviertelkreis ragt die Steilküste mit ihrem reichen Geäder von Tuff und hellgrauem Bimsstein aus dem Meer und bildet so vor dem staunenden Betrachter einen gewaltigen Krater, dessen Furchtbarkeiten ein auch für Mittelmeerbegriffe unsagbar blaues Meer bedeckt. Eine kleine Insel hebt sich aus dem Krater empor; es ist das jüngste Inselkind Europas, denn im Jahre 1925 hat es der Vulkan aus den Fluten gehoben. Die wirren Lavamassen erzählen deutlich von jener zehnmonatigen Schreckenszeit, in der das ganze Bergmassiv auf das äußerste gefährdet war.

Ich lese in den drei Folianten, die der Geologe Reck über die Insel und den Ausbruch von 1925 geschrieben hat. Es ist wohl die genaueste Beschreibung eines vulkanischen Geschehens. Zwanzig solcher Deskriptionen müßten ein Wissen um Eruptionen geben, das möglicherweise ein halbes Dutzend noch unbekannter Einsichten über das Erdinnere erschlösse. Ich könnte mir sogar eine einzige Einsicht von Newtonscher Größe denken. Wären Mühen und

Strapazen, die in zwanzig oder hundert solcher Beschreibungen stecken, damit nicht reichlich gelohnt? Gerade diese wissenschaftliche Kärrnerarbeit gehört zur Newtonschen Sicht wie das Blatt zum Baum, wie die Blutkörperchen zum Menschen. Sie sind beide europäische Sendung, und ganz große Naturen haben sie in sich vereinigt, zum erstenmal ein König des abendländischen Denkens: Demokrit.

Im griechischen Inselgebiet

Der Landarbeiter auf den griechischen Inseln verdient im Tag zwischen 20 und 30 Drachmen = 70—100 Schweizer Rappen. Ungefähr gleichviel — mit einer Differenz von 10 Prozent auf und ab — verdient er in Kleinasien, auf dem Balkan, im Donauraum, in Sizilien und Süditalien, aber auch an der nordafrikanischen Küste; nach dem unseligen Krieg in Spanien wird er Mühe haben, diese „Höhe" zu halten. Also: noch heute bei so vielen Mittelmeerstaaten und im Wirrwarr ihrer Währungen hat sich der Preis der Landarbeit merkwürdig stabil erhalten, während der Preis ihrer Produkte durch die staatliche Dazwischenkunft stärker verschieden ist. So ist die Landarbeit etwas wie eine unsichtbare einheitliche „Währung" für die längst verlorene einheitliche Mittelmeerwährung des römischen Denars.

Athen, 25. September

Der Stier, der von zwei Löwen gerissen wird, zwei von den archaischen Mädchen und der schlanke Ephebe im Akropolismuseum; ein Dutzend Statuen und Reliefs im Nationalmuseum sind es, um deretwillen man nach Athen kommen sollte. Von ihnen kündet jedes einzelne Kunstwerk Geschichte und reiche Übung; deutet jedes eine Gesellschaft, die diese Werke forderte und förderte; ist jedes geschaffen aus dem Meer der schönsten Maße, Verhältnisse und Gebärden. Jedes ist streng in der Überlieferung und vermeidet doch die Trägheit des Auges und des Denkens.

Dazu die Tempel der Akropolis, der Parthenon und das Erechtheion, die, auf engem Raum und innerhalb enger Zeitspanne entstanden, letzte Kunst bewahren und einander gegenüberstehen in einem Geist, der weltenweit verschieden ist und doch brüderlich, genau wie im Denken Platon den Sophisten, Sokrates dem Alkibiades gegenüberstand: kurz, das Schaffen und Schöpfen eines Jahrhunderts und eines kleinen Volkes, ein Schaffen, in dem Jahrhundert und Volk selbst Genie sind: das ist der erlösende und den Beschauer vom Innersten her verwandelnde Eindruck: er ist um so schwerer und größer, je kritischer der Betrachter ist, je tiefer er um die Schwächen und Tücken, die Alltäglichkeiten und Unzulänglichkeiten der Hellenen und ihres Daseins weiß. Die Griechenbegeisterung der letzten Generation war etwas Fürchterliches; aber dieser Überfall eines Jahrhunderts und eines Volkes auf den Beschauer ist ein heiliger Schrecken, ein Blitz aus anderer Welt.

Athen, 28. September

Zwei Motive sind auf den Grabsteinen der griechischen Frauen herrschend: der Abschied durch einen Händedruck oder durch die scheidende Gebärde des Armes und — der letzte Griff ins Schmuckkästchen. Ein nachdenksames Motiv: denn in ihm vereinigt sich ein reicher Glaube an das Jenseits, für das der Schmuck ebenfalls notwendig und schön ist, mit der ganzen Freude an der Zier. Was für den Mann die Waffen, das ist für die Frau der Schmuck: ihre Welt! Der Bereich der Auszeichnung und der Liebesunterpfande.

Man stelle sich auf einem modernen Grabmal eine Frau vor, die sich noch einmal schmücken will und hierfür ihr Schmuckkästchen vor oder bei sich hat, und man wird sich des abgründigen Unterschieds unseres Fühlens gegenüber den Griechen bewußt. Sollte es der Europäer verlernt haben, daß zur Frau der Bereich des Schmuckes wesentlich gehört?

Im griechischen Inselmeer, 29. September

Es ist völlig klarer Abendhimmel. Ich stehe an der Reling und bin erschüttert von dem Unerwarteten der Kunstwerke in Athen und jener Wirkungsgewalt, die sie der Autopsie letztlich vorbehalten und die daher im tiefsten Sinn doppelt individuell und unmeßbar bleibt.

Nur widerstrebend gestehe ich es mir ein, daß diese Griechen eben doch die genialste Variation des Menschengeschlechtes waren, die sich vielleicht in Tausenden von Jahren in ähnlicher Größe wiederholt, vielleicht auch nie.

Der Himmel und die Berge von Cap Malea spielen die Skala unnennbarer roter und violetter Farbtöne durch. Erste Lichter flammen auf. Wir sind eben auf der Höhe einer der drei Seitenstraßen, die von den Dardanellen ins offene Mittelmeer führen.

Das Dunkel, das am östlichen Himmel weiter vordrang, hat schließlich die letzte lichte Stelle des Firmaments aufgefressen. — Menschen laufen vergnügt in Kostümen herum, Tanzmusik erklingt, und jene Form des Erotischen, die die menschliche Gesellschaft als legitim anerkennt, geht gleichsam als erste Maske über das Schiff.

Auf hoher See, 30. September

Wie klein eigentlich die Maße des Mittelmeers sind! Und für die antike Welt war es die einzige See, die frei befahren wurde und Schrecken zeigte, wie sie den Menschen heute dank seiner überlegenen Verkehrsmittel auf keinem Meere bedrohen.

Gerade auf hoher See wird einem klar, daß Verkehrsmittel und -wege einen kaum absehbaren Reichtum des modernen Menschen darstellen, durch die der einfachste Mensch von heute mehr als ein Fürst von gestern ist. Sie sind die erstaunlichste Sozialisierung des Reichtums und könnten zur endgültigen Befriedung Europas mehr beitragen als ein halbes Dutzend Völkerbünde; denn

der Mensch des Kraftwagens und des Flugzeugs hat andere Nachbarn als jener des Pferdes und selbst jener der Eisenbahnen.

In den Zeiten der Antike brauchte ein Schiff für die Durchquerung des Mittelmeeres von Athen bis Kyrene bei günstigem Wind acht Tage, manchmal aber auch einen Monat! Ein moderner Dampfer durchfährt die Strecke einen knappen Tag lang ohne Landsicht. Wie entsetzlich grotesk verhalten sich zu dieser Verkleinerung des Mittelmeerraumes die politischen Einheiten. Jenes Meer, das seit den Tagen des Caesar und Augustus 400 Jahre lang Mitte und Sinn eines Weltreiches war, des *Imperium Romanum*, hat heute an seinen Gestaden ein Staatengemengsel von acht Staaten, durch die sich der Weltfahrer, mit ebenso vielen Währungen und Sprachen bewaffnet, zurechtfindet. — Das Ziel Italiens, ein neues Mittelmeerimperium zu schaffen, verbindet die große Überlieferung mit der Notwendigkeit. Der Augenblick ist überfällig.

Tripolis, Sonntag, 30. September

Das Wissen um den Ruhm und das Können der Römer in Nordafrika scheint die heutigen Italiener erfaßt und ihren schöpferischen Nachahmungstrieb geweckt zu haben. Denn nur mit Bewunderung stellt man fest, was die Italiener in den letzten zwanzig Jahren im nordafrikanischen Küstenraum gearbeitet haben. Einheimische Nomaden sind mühevoll angesiedelt, erste elementare Hygiene wurde den völlig verseuchten und verkrankten Stämmen gebracht. Und überall zeigt sich das erweiterte zähe Vordringen in die Wüste durch stete Neubesiedelung und durch wiederholte Versuche einer Bodenbepflanzung.

Die tripolitanische Bevölkerung in ihrem bunten Durcheinander läßt nur einen Eindruck immer sicherer aufkommen: daß es nun einmal Völker zum Herrschen und solche zum Dienen gibt und daß das von Natur herrschende Volk eine Sünde wider das eigene Fleisch begeht, wenn es an seiner Herrscherbegabung und -pflicht zweifelt oder beiden nicht genügt.

Der Marc-Aurel-Bogen in Tripolis mit dem Helios, dem augusteischen Symbol griechisch-römischer Weisheit, sollte für diese Haltung nicht weniger Sinnbild sein als die afrikanischen Römerstädte von Timgad bis Kyrene.

Afrika ist das natürliche Kolonialbecken Europas. Von seinem Rand aus gesehen gibt es keine größere Sünde Europas als jede streng sozialistische oder gar kommunistische Lehre. Denn von hier aus gesehen sind sie die fürchterliche Degradation europäischen Herrscherwillens und aller jener Großtaten, zu denen die Begabung und der Kampf um ein besonderes Leben die europäischen Völker aufrief.

Europa ohne Geist und Willen zum Herrschen ist ein verachtungswürdiger Erdteil und verdient, auf die Kulturstufe und Lebensart irgendeines nebensächlichen Kolonialvolkes hinunterzusinken.

Die Kraft zum Herrschen kommt indessen diesem unglückseligsten und schönsten, klügsten und borniertesten aller Erdteile nur aus der Geschlossenheit großer Räume oder aus ihrer Eintracht.

Malta, 3. Oktober

Eine fürstliche Stadt ist dieses Malta. Kühne Festungsterrassen stemmen sich gegen das Meer. In tiefen Kanalhäfen birgt die Stadt die ihr anvertrauten Schiffe. Stolze Renaissance- und Barockbauten der Johanniter, die hier über 250 Jahre herrschten, schmücken die Straßen. Klare Wegzüge, weite Veduten und wohlproportionierte Plätze künden von macht- und zielbewußtem Geist, der ordnen und erhalten will und den Sinn der Gemeinschaft auf Mittelpunkte richtet. So ist diese Stadt südlichstes Symbol eines besten Europa, südlichstes Präludium europäischer Formen.

Taormina, 5. Oktober

Was ist so schön wie großes stilles Schauen und Träumen, dieses Wandern in den gewaltigen Galerien der Vergangenheit und der Zukunft?

Ich liege in der stillsten Ecke des alten Klostergartens San Domenico. Über Felsabstürze eilt der Blick in die tiefblaue See und wieder zurück und hinauf zur Trümmervedute des antiken Theaters und weiter hinauf zu der so unbekannten Akropolis, wo kein Flecklein Erde nicht dreimal mit Blut benetzt worden ist. Und zwischen dem Bild dieser Landschaft und dem Auge liegt wie ein Schemen das Schicksal der Stadt — auch es von der morgendlichen Herbstsonne und ihrem Licht ergriffen wie die See, der Fels, das sanfte Lila der Bouginvillea: Das Schicksal, reich und voller Süße zu sein und daher der Gier der Macht ausgesetzt und stets den Herrscher wechseln zu müssen. Innerhalb von 2000 Jahren war diese Stadt griechisch, karthagisch, römisch, byzantinisch, sarazenisch, normannisch, deutsch, französisch, und jedesmal wechselte sie ihr Bürgerrecht unter schwersten Opfern der Bürger an Blut und Freiheit. Freilich: es ist das Schicksal, das in größerem Maß Syrakus und Palermo und die ganze Insel erfüllen mußte: reich und voller Süße zu sein, hart umkämpft und hart verteidigt zu werden, von den ersten Dichtern der Jahrtausende seit Pindar und Aeschylus besungen, von den größten Künstlern geschmückt zu sein und in jedem Jahrhundert zweimal ausgeplündert und gebrandschatzt zu werden. Es gab an wirklichen Herrschern Siziliens seit Dionysius I., an den eine der bewunderungswürdigsten Festungen aller Zeiten, die Festung von Syrakus erinnert, und seit dem unglücklichen Freund Platons, Hieron, bis auf Roger II. und den Hohenstaufen Friedrich II., den Gründer der ersten absoluten Monarchie des Abendlandes, also innerhalb eineinhalb Jahrtausend, keinen ganz großen Aufbauer und Bewahrer der Insel. Die andern alle raubten und brandschatzten dieses gelobte Land und brachten es fertig, die reichste Insel des Mittelmeerraums auf halb und zum Teil ganz koloniale Verhältnisse herunterzuwirtschaften. —

Schicksal Siziliens? — Der „Schlüssel zu allem" zu sein, wie sich Goethe ausdrückte. Um welchen Preis? ... Und wann und wo trifft das Schicksal Siziliens das Europas, dieses unvergleichlich größeren Schlüssels zu allem?

Taormina, 7. Oktober

Ich saß wieder in meiner vertrauten Ecke in San Domenico. Aber dann richtete sich das Auge auf etwas Nahes und entriß das Denken dem Innenschauen. Ein Mädchen hatte sich in wenig Meter Entfernung zur stillen Terrasse hingefunden.

Ein festes, kluges und doch mädchenhaftes Gesicht prüft die Gegend ab. Die Gestalt bewegt sich und läßt ihr wohlgegliedertes Gefüge erkennen. Es liegt ein nicht gewöhnlicher Reiz in den etwas herben Gebärden, die Umsicht und Wohlerzogenheit vermuten lassen und so natürlich und selbstsicher erklingen und ausklingen. Das morgendliche Frühherbstlicht zweifelt nicht daran, daß sie reif ist, dem Mann zu folgen. Sie weiß es. Aber sie ahnt auch, daß in überreifen Gesellschaften Mädchen ihrer Art immer weniger ihren Gefährten finden. Denn es gehört zur Diät arbeitender Männer, starke Frauencharaktere abzulehnen, und es gehört zur Kulturmüde des Mannes, die Tiefen der Frau zu scheuen, ehe er sie erfahren hat.

Taormina, 8. Oktober

Im Blick auf die herrlich einfache Linie des Ätna erinnere ich mich einer Zeichnung, in der Schinkel im Jahre 1810 die Besteigung dieses Vulkans darstellt. Wuchtig wallende Mäntel der kühnen Wanderer verkünden Sturm und Kälte, und doch deutet sich in den Gebärden die einzige Entdeckerfreude an. Die aufgehende Sonne aber ist stark genug, das dichte Gewölk freundlich zu zerreißen. Es ist eine Zeichnung, die mit den schlichtesten Mitteln entworfen ist und doch eine große Hand verrät; merkwürdig durch die Tiefe der Raumvorstellung und durch die Mischung des wilden Gewölks mit der klaren Kraft der Sonne. Ein Bild des Rokokopathos, wie es reizvoller nicht zu denken ist und das klassisch die geschlossene Stilwelt eines starken Empfindens und Könnens wiedergibt.

Ich denke darüber nach, ob denn noch kein Kunsthistoriker auf die Idee gekommen sei, die Insel und die Grundformen ihres Erfassens nur durch die Skizzen großer Künstler und ihrer Stile darzustellen. Mir fällt keiner ein.

Am Stromboli, 9. Oktober

Es ist sternklare, mondlose Nacht. Die Konturen des Berges heben ihre tiefen Dunkelheiten gegen die milderen Schatten des Firmaments. Ein zerrissener Kraterrand erscheint bald heller, bald düsterrot in der Feuerarbeit des Vulkans. Plötzlich flammt der Gipfel grell auf in einem Glutwurf, dessen feste Bestandteile wie brennende Kugeln die Pyramide des Berges hinuntergleiten. Dann drängt die Dunkelheit der Stunde nach. In merkwürdig regelmäßigen Abständen wiederholt sich dieses Schauspiel. Es ist, als ob der Berg in fürchterlich-schöner Weise atme.

Das Schiff zieht seine Bahn durch die ruhige Fläche des Meeres, und fast unvorstellbar ist es, daß lange vor diesem Frieden und der Fruchtbarkeit der

kleinen Insel Katastrophen des Feuers gewütet haben, ja daß es ohne sie weder Frieden noch Fruchtbarkeit gäbe. Nur die alten Denker haben die Kraft des Feuers in seiner Zerstörung und endlichen Schöpfung geahnt und zur schöpferischen Ursache des Daseins erhoben; Heraklit und die Stoiker. Ein großes Denken, denn ihnen war ein fast Undenkbares vor 2500 Jahren gegenwärtig.

Vergessen wir Einsichtigen von heute nicht zu oft, daß wir auf einer Feuerkugel leben? Daß unsere Lebensverhältnisse urbedingt vulkanisch sind? Die der Menschheit zu Erde und Gestirnen, des Menschen zum Menschen, des Menschen gegen sich selbst?

Der Stromboli entgleitet allmählich meiner Sicht, und ich denke an seine Brüder auf Island und Spitzbergen, auf Thera, Pantelleria und Sizilien und lache über den Einfall, daß nicht einmal einem Barockmaler eingefallen ist, eine Europa, die von vulkanischen Dämonen bewacht und belauert wird, hinzuzaubern.

Neapel, 10. Oktober

Es ist überraschend, wie europäisch Neapel für den Betrachter ist, der sich der Stadt von Afrika naht. Das Östliche an ihr, das man sonst so lebhaft zu empfinden gewohnt ist, verblaßt. Sie wird licht und klar — Parthenope.

Für die Römer war sie die Stadt, in der sich Griechenland in seiner Fülle darstellte. Hier herrschten Apollon und Demeter und fanden die dunklen Kulte Kleinasiens und Ägyptens wenig Eingang. Hier waltete einst die Stille, die Freude am Gymnasion und die Verachtung der Arena. Bewundernd nannten sie die Römer *Graeca urbs:* sie war wirklich geistige Hauptstadt griechischer Prägung.

Die Dichter liebten sie, je mehr ihr Auge sich für die Schönheiten der Landschaft öffnete. Sie erfaßten nicht nur die Stadt, sondern auch die Landschaft des einzigen Dreiecks Pompeji, Puteoli, Capua. Wer sich in diesem Dreieck bewegt, ist ergriffen von der emsigen Fruchtbarkeit des Landes und der abgründigen Gnade dieser gesegneten Erde. Es ist die letzte noch europäische Landschaft des Südens, wie Malta die letzte Stadt ist.

Die überlegenen Kenner der Landschaft, Vergil, Horaz und Augustus, haben sie mit ihresgleichen gemessen und als ihre Landschaft empfunden, aufgesucht und verherrlicht. Hier haben sich mit Vorliebe die Lebenskünstler, die der Weisheit Epikurs folgten, niedergelassen, wovon die gleichen Augusteer und die verstümmelte Bibliothek des Philodem in Herkulaneum Zeugnis geben. Neapel und sein Umland hätte als die Augusteische Gegend schlechthin ins Gedächtnis eingehn müssen. Warum es nicht geschah?

Herkulaneum, 12. Oktober

„Die Hälfte ist mehr als das Ganze; das gilt auch von der Wegstrecke Neapel—Pompeji, und daher wollen wir in Herkulaneum bleiben", sagte sie scherzend zu unsern Begleitern. So weilten wir um einiges länger in dem wohl-

vertrauten Städtchen. Es ist bedeutend, mit welcher Feinheit und Ausdauer die italienischen Archäologen hier gegraben haben und den Wandel der archäologischen Technik nun für aller Augen sichtbar festhalten.

Wie der Römer von Geschmack, Bildung und Besitz wirklich gewohnt hat, zeigen hier die reich- und schöngebauten Häuser mit der Meerfront, voran die *casa dei cervi*, besser als selbst die berühmtesten pompejanischen Villen, deren Verhältnisse durch eine leidige Raumnot oft genug gedrückt und entstellt wurden. Eleganz, weltmännischer Tastsinn und die feine Bereitschaft zu Scherzen und Spielen, wie es römische Humanisten auszeichnete — und welcher große Römer seit den Scipionen war nicht Humanist? — ist in diesen Häusern spürbar. Hier spielen die Amoretten nicht weniger locker als in Pompeji. Aber hier wird auch der Tod zur Grazie gezwungen: so wenigstens wird der Hirsch in der *casa dei cervi* von den wendigen Hunden gerissen. Und wie groß ist der nervöse unbekannte Künstler, der im Haus mit dem Orestes-Relief die von fraulicher Hand gebändigte Kraft der vier Hengste aus dem Stein hob.

Noch ruht in jenem Herkulaneum, das noch nicht ausgegraben ist, die Hoffnung, es möchte der Nachwelt das größte vorvergilische Nationalwerk der Römer, des Ennius Annalen, wiedergegeben werden oder die schönste Komödie jenes Caecilius Statius, der in den Ring der säkularen Lustspieldichter gehört.

Rom, 16. Oktober

Es ist etwas Großes, durch die Wucht antiker Denkmäler auch einfachsten Gemütern klar zu machen, daß es einmal ein Reich gab, das die bedeutenden Völkerschaften der Erde in sich schloß und dessen Zentrum das Mittelmeer war: das einzige abendländische Weltreich mit einem Herrscher, einer Währung und einem Militär, und daß in ihm das geistige Reich der griechisch-römischen Kultur herrschte, ohne deren Werke Europa nie die Herrscherin der Welt geworden wäre. Caesar, der Gründer dieses Reiches, und sein Adoptivsohn Augustus, der erste Herrscher, stehen in der Mitte dieses mächtigen und hier dem Auge vermittelten Geschichtskreises.

Rom, 17. Oktober

Noch immer ist die römische Geschichte der Jahre 59 v. Chr. bis 81 n. Chr. die dichteste europäische Geschichte. Denn alle Formen des politischen Verhaltens, die Umwandlung eines gewachsenen Stadtstaats in einen großräumigen Reichsstaat, die Entstehung der Stände und Klassen, der Berufe und Innungen, der vielen sichtbaren Ehren und Titulaturen, die die Gesellschaft ordnen und reizen und ohne die große Staaten nie leben können: kurz, Gründung und Aufbau eines Reiches, von dem die europäischen Staaten Diadochenreiche sind und von dessen Geist die heutigen Gemeinschaften immer noch erfüllt sind: dies alles ist in diesem Jahrhundert erkennbar, sichtbar, wägbar,

und man erschauert freudig vor so viel römischem Blut in uns — Geist, der Blut geworden ist.

Rom, 18. Oktober

Die Paläste der römischen Renaissancefürsten? Sie sind aus antiken Denkmälern zusammengeraubt und aus deren Steinen aufgerichtet. Die Vatikanischen Sammlungen? Sie sind aus dem Schutt der Stadt und Italiens geraubt, geschenkt und durch die vielen stillen Mittel großer Macht zugewiesen. Die Häuser der Stadt? Sie sind auf 2—20 Meter hohen Schuttmassen alter Besitze aufgeführt.

Nirgends wie in der ewigen Stadt gilt Senecas Wort, daß alles dem Wechsel des Orts, der *commutatio loci* unterliegt.

Stresa, 20. Oktober

Seit Bergamo läuft der Wagen immer eiliger durch die lombardische Ebene, wie ein Pferd, das nach dem Stalle drängt. Die Höhenzüge des Alpensüdfußes sind leicht verschneit.

Sie hat den Radio eingeschaltet und wir hören Glucks Orpheus. Die Überredungsgewalt der Chöre des zweiten Aktes ist hier erregend. Und dann plötzlich in der Unterwelt die Musik mit den süßesten Weihnachtsmotiven!

Sehnsucht und edelstes menschliches Fühlen sind vollkommen Ton geworden, und dies in der Unterwelt! Welches Geschlecht braucht so viel von diesen Gütern wie wir Unterweltler von heute? Der süße Wirrwarr der deutschen Melodie und des griechischen Mythos und Denkens ist ergreifend, um so mehr als Gewalten gleichen Ranges miteinander kämpfen. Denn die deutsche Melodie hat die Gewalt der edelsten griechischen Gebärde, und zwar so vollkommen, daß sich hier die anderen Seelenlagen der Menschheit aufheben.

Mit hundert Kilometer Geschwindigkeit fliege ich dahin und staune, wie die Fülle der Gegend und die im klaren Licht leuchtenden Alpen mit der Unterweltmusik zusammenklingen und wie in dieser herrlichen Tiefwelt neben Orpheus der erste Herr der Po-Ebene, Caesar, und die wahrhaft großen Geleiter und Künder des Apollo schemenhaft erscheinen: als würde ein neuer Odysseus Tote beschwören. Sphären der Landschaft, des Tons und der Geschichte, die freundliche Gegenwart des so Verschiedenen und dennoch zum gemeinsamen Dasein Verpflichteten, der Ruf der hohen Gewalten verwirrt mich.

Sind wir nicht Römer? Denn wir mischen die höchsten Kulturelemente wissend und willentlich wie sie.

Am Ende dieser Reise ist mir plötzlich klar, daß unser Jahrhundert neben dem einfachen Tatmenschen, der der Notwendigkeit gehorcht, einen Künstler hervorbringen müßte: den Typus des vollendeten Erfassers des Lebens, den Lebensweisen, der die Erfahrung zehntausendjährigen Menschengeschehens mit der Tat und der grausamen Schönheit des Daseins als kühner Odysseus vereinigt.

JULES SUPERVIELLE

DIE SINTFLUT

In der Zeit vor der Sintflut bemerkte ein kleines Mädchen, als es sein Schulheft abtrocknen wollte, daß sein Löschblatt ganz naß war. So ein Löschblatt — es war doch seine Art, immer ganz verdurstet zu sein, und da gab es auf einmal Wasser von sich! Vielleicht hatte es irgendeine Wunderkrankheit, sagte sich das Kind (denn es war bei weitem die beste Schülerin). Da es zu arm war, um sich ein neues kaufen zu können, legte es das rosa Blatt in die Sonne zum Trocknen. Aber das Löschpapier wurde und wurde diese gräßliche Nässe nicht los. Und siehe da! Auch die Tinte im Schulheft wollte nun nicht trocknen.

So trat denn das Kind, den Tränen nahe, weil es sich schämte, das Opfer eines Wunders zu sein, das ohne jeden Sinn schien, vor das Pult der Lehrerin, in der einen Hand das Löschblatt, in der anderen das an der ungebärdigen Seite aufgeschlagene Heft. Worte der Erklärung brachte es nicht mehr heraus. Und so mußte die Lehrerin ihre Schülerin ungetröstet ziehen sehen, das ganze kleine Wesen aufgelöst in Tränen.

Noch manch anderes Mißgeschick traf die kleine Stadt in Judäa und ihre nähere Umgebung. Das Feuer der Menschen, das sich bis dahin immer als der wackerste Kämpfer gegen das Wasser gezeigt hatte, ließ zusehends nach. Es verlor seine zackige Flamme und sein hitziges Temperament und vermochte nichts mehr zu trocknen, was man in seine Nähe brachte. Leute starben, hier und da und immer mehr, weil sie Wasser im Kopf oder im Bauch hatten. Das winzigste Bläschen am Finger war Anzeichen einer hochgradigen inneren Überflutung des Körpers durch ein bösartiges Wasser, das nach und nach die Rolle übernahm, die bis dahin das Blut gespielt hatte.

Diese besondere Art von Wassersucht griff rasch auf das Pflanzenreich über. Die Gräser, das Laub, Ast und Stamm brachten im Laufe eines Tages das Vielfache ihres eigenen Gewichts an Wasser hervor. Die ganze Welt wurde davon erfaßt, sogar die Sandkörner der Wüste. Gefäß und Gehalt standen in gar keinem Verhältnis mehr, so gewaltig war Gottes Zorn.

Die Honoratioren der Stadt, deren Schweißausbrüchen sich allen Bemühungen zum Trotz kein Einhalt gebieten ließ, fragten sich schließlich, ob es sich hier nicht um einen Komplex von Erscheinungen handele, der mit der schon seit langem geweissagten Sintflut in Beziehung gesetzt werden müsse. Aber der kluge Volksmund wurde nicht müde, immer wieder dagegen einzuwenden: „Solange es nicht regnet, brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben." Endlich fiel doch ein Regentropfen aufs Haupt des Gemeindevorstehers, den die ständige Beschäftigung mit den Zeichen des Himmels kahlköpfig gemacht hatte, und nun mußte man wohl oder übel einsehen, daß das Ende gekommen war. Nicht daß es an diesem Tage besonders stark geregnet hätte — aber der Regen hatte an manchen Stellen eine derartige Nässe-

kapazität, daß ein paar Tropfen genügten, um auf offener Straße einen Bauern samt Pferd und Wagen zu ertränken.

Noah hatte nicht gewartet, bis die Sintflut hereinbrach, um seine Arche zu zimmern; er hatte sie mit so viel Sorgfalt und Raffinement konstruiert, daß der Regen ihre unmittelbare Umgebung verschonte, so also gegen sie rein gar nichts auszurichten oder auch nur zu unternehmen sei.

Die Tiere, die dazu ausersehen waren, in Noahs Schiff zu figurieren, trafen paarweise ein und kamen zum Teil von weit her. Glücklich, der großen Feuchte entronnen zu sein, sagte eins zum anderen, indem man die Stufen zur Arche hinanstieg: „Wohlan — es lebe das Unbekannte!"

Es roch da oben ziemlich heftig nach nassem Fell; das Deck war überfüllt, und in dem Gedränge schien es nur darauf anzukommen, sich um die Wette klein zu machen. So konnte man sich fragen, durch welches Wunder der Elefant mit einem Eckchen auskam, wo in normalen Zeiten ein Neufundländer kaum Platz gehabt hätte. Und wohin man sich auch wandte, überall fiel das Auge auf erhebende Szenen: zärtlich wiegte ein Krokodil den Kopf eines tief schlummernden Schweinchens in seinem Rachen; Raubtier und sanftes Lamm ließen eine unausgesprochene Verbundenheit erkennen, Jugendfreunden gleich, die sich nichts mehr zu sagen haben, sich aber dennoch ihrer Nähe freuen. Und wenn es dem Löwen passieren konnte, das Lamm zu belecken, so fiel es niemandem ein, ihm dabei appetitanregende Gefühle anzudichten. Was aber das Lamm betrifft, so konnte es freilich nicht mehr tun, als ein kleines Grasbüschel, das es in seinem Maul hielt, mit aller erdenklicher Rücksicht zu behandeln. Während bei den Tieren die Freude im allgemeinen unter so viel Haaren, Federn oder Schuppen nicht zu erkennen ist, hier strahlten sie alle ungehemmt vom Kopf bis zum Schwanz.

Am Kai versuchten zahlreiche Dableiber Noah zu erweichen. „Laß uns doch herauf! Wir schwören, daß wir niemandem seinen Platz wegnehmen werden." Worauf Noah erwiderte: „Und wenn die Arche untergeht?" — „Sie wird nicht untergehen! Wie schwören's bei unserm Leben!" riefen Tausende zum Tode Verdammter. „Gehabt euch wohl!" war Noahs Antwort.

Manche verstanden es, sich mit etwas mehr Takt um Aufnahme an Bord zu bewerben, wie jene Akrobatenfamilie in rosa Trikots, deren Farbe infolge des schlechten Wetters etwas ausgegangen war. So berühmt sie auch in der ganzen Gegend waren — was hilft schon alle Berühmtheit in überschwemmtem Land! — so verließen sie sich, um das Herz der Glücklichen dieser Erde zu rühren, die mit der Arche von dannen ziehen sollten, nur noch auf ihre gefährlichsten Nummern. Im Angesicht der so verschiedenbeköpften Passagiere über der Reling bauten sie ihre Menschenpyramide auf, bauten sie ab und bauten sie wieder neu, eine Pyramide, deren Spitze von einem dreijährigen Mädelchen gebildet wurde, das schon ebenso gewandt war wie sein das ganze Gebäude als Grundpfeiler tragender Großvater.

Auf das Kommando „Hop", „lebhaft" und „langsamer" jetzt folgte ein halsbrecherischer Sprung, ein ebenso unwahrscheinlicher Purzelbaum auf den

anderen — von dem nassen Taschentuch gar nicht zu reden, das sie einander zuwarfen, um dann so zu tun, als trockneten sie sich daran ihre triefenden und dennoch sicheren Hände.

Dazu dieses Lächeln, das die Lippen unserer Athleten verschiedenster Größen keinen Augenblick verließ, ein Lächeln vollendeter Verbindlichkeit, nicht die Spur aufdringlich, sondern rein professionell!

„Raufkommen! Laßt sie doch herauf! Das wird uns während der Fahrt auf andere Gedanken bringen", riefen einige. „Schaut euch die Kleine an, so ein entzückendes Kind!" Noah hatte das Gefühl, als ob unter seinen Füßen selbst die Balken seiner Arche, obwohl man sie so sorgfältig auf ihre Festigkeit hin ausgesucht hatte, gefährlich weich zu werden begannen, und es war doch kein Platz mehr an Bord außer für den Kummer und sein unwägbares Gewicht. Also gab er, das Herz angefüllt mit Tränen, aber trockenen Auges den Befehl, die Haltetaue zu lösen, die unermüdlichen Mitglieder der muskelstarken Familie, die aus bloßer Schwungkraft noch immer gewaltig übereinander flogen, ihrem Schicksal überlassend. Die Wasser des Himmels sollten ihnen nur zu bald ein gnädiges Ende bereiten — denn sie löschten sie wenigstens mit einem Zuge von der Tafel der Lebenden. Aber sehr lange noch glaubten alle, die da über der Reling lehnten, erkennen zu können, wie sie in der Tiefe ihre kunstvollen Figuren auf- und wieder abbauten.

Da nun einmal verschiedene Tiere nicht in der Arche vertreten sein sollten, hatte Noah nicht gezögert, den betreffenden eine falsche Abfahrtszeit anzugeben. Man hatte den Laufsteg bereits eingezogen, als ein Riesenfaultier erschien: „Wenn man schon Noah heißt, so sollte man niemanden vergessen!" rief es im Vollgefühl seiner ungeheuren Kräfte.

„Von Vergessen kann keine Rede sein", sagte der Vater der Arche voller Traurigkeit. „Es ist dein Schicksal, ein vorsintflutliches Tier zu sein. Die Sintflut hat nun einmal begonnen — wer wollte das bestreiten?"

„Was? Ich soll nicht zu den Tieren der Arche gehören — ich, das bedeutendste von allen? Ein Skandal! Deine Schuld, Noah, wenn man eines Tages nicht einmal mehr weiß, daß ich gelebt habe!"

„Beruhige dich, mein Riesenfreund, an deinen Wirbelknochen wird man dich erkennen."

Mit geschlossenen Luken fuhr die Arche davon. Das Riesenfaultier, das die Verfolgung aufgenommen hatte, sah ihren Vorsprung ständig größer werden; seine Wut, mehr noch als sein ungeheures Ungeschick zogen es rasch in die Tiefe.

Eine Gruppe von Antediluvianern fand sich alsbald zusammen, um Noahs Schiff einen üblen Streich zu spielen, indem sie sich — vergeblich — bemühten, es zum Kentern zu bringen. Sie forderten den Walfisch auf, sich ihnen anzuschließen. Der aber, rechtgläubig wie er war und in der Gewißheit, die Sintflut zu überleben, machte sich rasch mit seinen Walfischkindern davon. „Dreht euch nicht um", schärfte er ihnen ein, „das sind Anarchisten."

Noch immer hielt sich eine ganze Menge Lebewesen, die gute Schwimmer

waren, und umkreiste die dahinziehende Arche unter Hilferufen. In der brüderlichen Gemeinschaft von Todeskandidaten sah man bunt durcheinander Tiere und grünlich schimmernde Menschen, kleine schwimmende — gerade noch schwimmende — Inseln, preisgegeben den Strudeln der tiefsten Tiefe. Eine Frau in den Sechzigern schwamm — sie schwamm zum erstenmal in ihrem Leben — nicht weit von einem Zehnender; drei heulende Juden saßen auf einem reisig gewordenen Nilpferd. Boote kenterten ohne allen ersichtlichen Grund — die Sintflut hatte sie mit ihrer großen Wasserhand von unten her gepackt und im Nu geleert.

Schluchzend sang ein Kolibri:

„Ein Vogel der Inseln bin ich.
Ach! So die Inseln schwinden,
Was wird, was wird aus mir?"

„Platz da, Platz! Ich bin Vater von zwölf Kindern", rief ein Mann auf einem Floß, der noch an Gerechtigkeit glaubte.

„Aber man muß doch auch vernünftig sein", rief Noah über die Reling gebeugt.

„Vernünftig — was soll das bloß heißen?" gaben mehr als tausend Stimmen zurück.

Da keine Antwort erfolgte, verlangten die schwimmenden Tiere den Löwen zu sehen. Sein Haupt erschien knapp über der Reling.

„Sprich, erkläre dich", rief man ihm von allen Seiten zu. „Warum ihr und wir nicht?"

Da sagte der König aller ertrinkenden und nicht ertrinkenden Tiere voller Kümmernis, aber mit Bestimmtheit: „Was sein muß, muß sein."

„Was muß sein? Komm mal ins Wasser und sage es uns, wenn du ein bißchen Mut hast."

„Bin ich denn nicht besser als die Schlange? Aber die ist an Bord!" sagte eine Taube, die in ihrem Zorn einem ausgewachsenen Tiger glich.

„Was sein muß, muß sein", wiederholte der Löwe ein wenig beschämt, kein anderes Argument zur Verfügung zu haben.

Die Jämmerlichkeit dieser Dialektik entmutigte am Ende auch die Fragesteller. Es war eben Schicksal. Man mußte sich zuletzt doch entschließen, von dem dunklen Wasser zu trinken, das sich grausam allerorten zum letzten Dienst erbot.

Lange noch machten die Hilfeflehenden das Meer unsicher, und Noah errötete, als ihm der Gedanke kam, daß er erst wieder Schlaf finden würde, wenn sich kein Leben mehr regte im Umkreis der Arche.

Der letzte Überlebende war ohne Zweifel jener Schwimmer — ein Riese von Kopf bis Fuß —, der die Arche auf hoher See einholte. Noah war nahe daran, sich die Ohren zuzuhalten, als der Mann rief: „Sorgt euch nicht um mich, ich ziehe mich schon aus der Affäre. Ich werde eben wochenlang im

Wasser bleiben, warum nicht? In meinem Leben ist mir bisher noch alles geglückt, da lasse ich mir doch von so einem bißchen Regen nicht weismachen, daß ich keinen guten Stern habe. Nur nicht die Laune verlieren, versteht ihr! Ha! Wie ihr mir leid tut in euerm Käfig! Ich aber sage euch: Es lebe die Freiheit!" Dabei tat er ein paar gewaltige Stöße mit den Beinen, wie um zu zeigen, daß es ihm nicht gerade an Platz fehle.

„Warum sollte er es schließlich nicht überleben?" begann man in der Arche zu flüstern. „Er hat's wirklich verdient. Keiner von Noahs Sippe nimmt es in körperlicher wie geistiger Beziehung mit ihm auf. Cham kann nicht einmal schwimmen, und was Japhet angeht, der zeigt an Bord überhaupt kein Interesse, höchstens daß er die Tiere auf Deck der Größe nach ordnet, und damit ärgert er sie ganz überflüssigerweise alle miteinander, mit wenigen Ausnahmen."

Noah war nicht sonderlich überrascht, am anderen Tage den Mann noch immer in der Kiellinie seines Schiffes zu sehen. Da er nicht wußte, was er mit diesem hartnäckigen Schwimmer anfangen sollte, warf er ihm gegen Mitternacht, wenn er sich von niemandem beobachtet glaubte, ab und an ein Stück Fleisch zu. Aber die Tiere taten es ihm doch mehr oder weniger nach, derart daß unser Mann im lauen Wasser Fett ansetzte.

Und wer hätte es auch auf sich nehmen wollen, diesen Einzelgänger inmitten der Fluten seinem Schicksal zu überlassen? Selbst der grausamste Gott hätte vor einem solchen gläubigen Vertrauen ins Leben schwankend werden müssen, in ein Leben, das er dem Manne ja selber verliehen hatte.

Ein riesiger Haifisch, der offensichtlich der verschwiegenen diluvianischen Polizei angehörte, näherte sich dem Schwimmer und legte sich auf den Rücken, um sich ihn, mit seinen unter dem Kopf hervorschielenden Augen, einmal ganz genau zu besehen. Dann entfernte er sich, ohne irgendwelche Beanstandungen zu machen, und winkte einen Engel herbei, der den Mann alsbald sanft mit seinem Stab auf den Kopf klopfte. Unter der Berührung zerfiel der Mann schmerzlos in zwei genaue Hälften und ward zu einem Delphinpärchen. So entstanden jene ständig gutgelaunten Fische, die sich nicht entschließen können, ganz im Meer zu leben, sondern von Zeit zu Zeit sehen müssen, was sich in der Welt der Barken und Menschen tut.

Da das feste Land zusehends unter den Wassern des Himmels versank, hielt Noah zu seiner Orientierung am Horizont gerade nach etwas Ausschau, das Seeleute im allgemeinen zu vermeiden pflegen — nach Gebirgen. Aber der Regen tat so rasche Arbeit, daß man die Bergeshöhen nie vor der Sintflut erreichte.

Wenigstens kam die Arche gleich einem wohlgekielten Schiff gut voran — längst hatten alle, die sich an ihren Wänden festgeklammert hatten, losgelassen. Nur gestaltlose Angst trieb um das Schiff einher, und schon sprach man an Bord von den Fischen, den so viel besser gestellten . . .

Nur wenige Stunden nach der Abfahrt hatte Noah beobachtet, wie sich ein Affe kratzte; es war klar, daß es auf der Arche blinde Passagiere gab.

„Tiere", sagte er, „sie mögen so klein sein wie sie wollen, haben einzeln zu reisen. Parasiten werden an Bord nicht geduldet. Verstanden?"

„Nicht einmal zwei armselige kleine Flöhe", fragte da ein Hund, „die mit mir eins geworden sind?"

Noah ließ die Tiere eines nach dem andern durch eine Dunkelkammer passieren. Alles nicht Dazugehörige gab hier einen hellen Schein und starb auf der Stelle säuberlich weg.

In den ersten Stunden der Seereise waren die Eintagsfliegen Gegenstand häufiger Aufmerksamkeit — einer etwas perversen Aufmerksamkeit, wie zuzugeben ist: man wartete darauf, sie vor aller Augen sterben zu sehen. Doch konnte man nicht umhin, sie tags darauf zu beglückwünschen — sie befanden sich noch immer unter den Lebenden.

Von seiner Kommandobrücke aus gab Noah über dieses Wunder Aufklärung: die Arche war so glänzend konstruiert, daß sie allen, die sich auf ihr befanden, Gesundheit brachte.

„Allzuviel solltest du dir darauf nicht einbilden!" sagte ihm seine Frau im Vertrauen. „Du hättest sie schließlich auch ein bißchen größer machen können, deine Arche! Wenn man sich auf Deck auch nur umdrehen will, muß man erst zwanzig verschiedene Tiere um Erlaubnis bitten!"

Indessen fühlte sich jeder so wohl in seiner Haut, daß er das Bedürfnis hatte, es sich immer wieder zu beweisen. Japhet hüpfte den ganzen Tag auf einem Bein, ohne eine Spur von Ermüdung zu empfinden, und forderte alle, selbst die Vierfüßler, auf, es ihm nachzutun. Was Noahs Töchter betrifft, so zwickten sie sich, bis Blut kam, ohne den geringsten Schmerz zu verspüren.

Die Tiere dachten, da sie an Bord nichts zu tun fanden, überhaupt nur noch ans Fressen. Ein ungewöhnlicher Heißhunger nervöser Art machte ihnen allen Unruhe, jedes erklärte seine Ration für völlig unzulänglich, und es muß auch zugegeben werden, daß Noah in der Befürchtung, mit dem Platz nicht auszukommen, zu knapp kalkuliert hatte.

Da waren zunächst die Allesfresser, die man nicht befriedigen konnte. Sie verlangten eine Kost, die aus ein wenig von allem bestand. Und wie hätte Noah auch an alles denken können, selbst wenn es davon nur ein wenig zu sein brauchte? Hier handelte es sich eher um ein Problem der Metaphysik als der Verpflegung.

War das ein heißhungriges Gedränge auf Deck! Würde es nicht schließlich mit dem entsetzlichsten Gemetzel, mit einem Blutbad auf beschränktem Raum enden? Die größeren Tiere betrachteten die kleineren bereits mit einem Blick, der der Offenheit ermangelte. Diese zweideutige Zärtlichkeit war weit mehr als Liebe — schaurige Vorliebe verriet sie für den einen oder anderen Körperteil des nächsten: Keule, Filet oder Gekröse.

Schon drückte der Löwe seine Nase an den Planken der Arche platt, nur um den köstlichen Duft rohen Lammfleischs nicht zu riechen, der von seinem Nachbar ausging. Schon verlangte ein für seine große Sittenreinheit bekannter Bernhardiner — er verdankte sie häufigem Aufenthalt im Schnee — nach

einem Maulkorb, den ihm auch ein gerade vorüberschwebender Engel sofort vor allen anderen anlegte, damit sie sich daran ein Beispiel nähmen.

Der Wolf aber fand diese Szenen lächerlich. „Gegen den Hunger", sagte er, „hilft nur Fleisch, am besten lebendiges!"

„Nun, nun, lebendiges braucht es ja nicht gerade zu sein", sagte der Löwe, obwohl er noch irdischer Regungen fähig geblieben war.

„Hunger ist Hunger", versetzte der Wolf, „er ist der Vater aller Revolutionen."

„Es gibt ein ausgezeichnetes Mittel, seinen Hunger zu vergessen", sagte das Kamel, das ja nicht so oft zu fressen braucht. „Man kaut einfach ein Stückchen Holz."

„Ganz ausgezeichnet hilft auch", fügte die Schlange hinzu, „sich mit aller Kraft den Geruch von Gebrochenem vorzustellen."

„Na, ich würd's fressen", sagte der Wolf. „So weit ist es mit mir. Inzwischen gebe jeder selber acht, daß ihm nichts abhanden kommt!"

Der Löwe, dem es nicht schwer fiel, alle um sich zu versammeln, nahm das Wort: „Meine Freunde, versuchen wir doch, von uns selber zu lernen, und bewahren wir kaltes Blut. Was tut denn zum Beispiel die Eidechse im Kampf? Sie gibt ihren Schwanz preis, um ihre besten Kräfte zu retten. Welche bedeutsame Lehre! Gibt es unter uns nicht viele, deren Körper Gliedmaßen aufweist, über die von vornherein das Urteil gesprochen ist, weil sie keine für sie lebenswichtige Funktion erfüllen? Wozu hat das Eichhörnchen einen Schwanz, der fast so groß ist wie es selbst und der ihm nachhängt wie ein ständiger Vorwurf? Was braucht die Sau so viele Zitzen? Ist sie so sicher, daß sie nicht um die gute Hälfte zuviel hat?"

„Absolut sicher", sagte die Sau von ihrem Standpunkt aus.

„Möge sie ihr Gewissen prüfen!"

„Ihr Gewissen läßt sie völlig ruhig."

„Das wird sich zeigen", sagte der Löwe in vollendeter Selbstbeherrschung.

Und ein jeder dachte im stillen: Ich habe ja nun ganz bestimmt nichts übrig, und ich lege Wert auf alles, was mir gehört.

„Schließlich würden sich auch", fuhr der Löwe fort, „bei einzelnen unserer vielgeliebten Brüder ein oder zwei Pfund Fleisch ausfindig machen lassen, die sie selber nicht gerade unbedingt brauchten."

„Na und du — wozu brauchst du wohl eigentlich einen so großen Kopf?" sagte unvermittelt ein mächtiger Bär, der bis dahin geschwiegen hatte.

„Ich muß doch den nötigen Platz haben, wenn ich für euch alle denken soll" erwiderte der Löwe. „Um euch aber meine Opferwilligkeit zu beweisen, stelle ich euch allen, groß und klein — letzteren natürlich in erster Linie — meine königliche Mähne zur Verfügung."

Schallendes Gelächter war die Antwort. Es brachte den Löwen gänzlich außer Fassung. „Ihr tut mir weh", sagte er und konnte kaum die Tränen zurückhalten, die ihm irgendwie von seinem Nachbarn, dem Krokodil, zuströmten.

Seine Ansprache wurde von begeisterten Zurufen unterbrochen, mit denen

man die Engel und ihre Liebesgabenpakete empfing. Ja, es hätte nun alles eigentlich auch recht schön sein können, wenn dieser Regen nicht gewesen wäre, der einfach nicht aufhören wollte. Vierundzwanzig Stunden am Tage keine trockene Sekunde! Aber die Erde und ihre Menschen hatten dem Himmel eben auch zu großen Kummer gemacht. Und wie hätte da Noah mit seiner kleinen Mannschaft das ganze große Himmelsgewölbe beschwichtigen können?

Hin und wieder lichtete sich die Finsternis ein wenig, und man hatte den Eindruck, als ob nun der Himmel einige Ruhe finden würde. Aber alsbald setzten die Tränengüsse von neuem ein, ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Eines Tages endlich sah es so aus, als ob das Firmament eine verzweifelte Anstrengung machte, unter Tränen zu lächeln. Ein anfangs noch etwas graues Licht wurde heller und heller, und bald gesellten sich alle Gutwetterfarben hinzu: ein Regenbogen erschien!

Aber damit war noch nichts gewonnen, denn die Wasser stiegen weiter, so als hätten sie sich vorgenommen, an den Himmel zu stoßen und ihm seine Aufmerksamkeiten zu erwidern.

Und als guter Kapitän sah Noah mit Sorge, wie der Abstand, der ihn von der Weltendecke trennte, kleiner und kleiner wurde.

Jedermann auf der Arche dachte: Es muß was geschehen! Es muß absolut etwas geschehen! Aber was?

„Nur Mut!" rief Noah schallend von seiner Kommandobrücke herunter. Aber viel richtete er damit nicht aus, und um dem lieben Gott die Tiefe seiner Angst zu offenbaren, sandte er ihm das Schwärzeste, was er an Bord hatte — einen Raben.

Der Vogel flog los und kehrte nicht zurück. „Was für eine Idee aber auch, einen Raben zu schicken! Ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen", sagte Noahs Frau, die gesehen hatte, wie er den Vogel fliegen ließ.

Gleichzeitig streckten drauf beide ihre Hände nach einer Taube aus, deren Weiße und Zukunftsgläubigkeit so groß waren, daß sie die Zeiten überdauern und auf uns kommen sollten.

Noah ergriff den Vogel und flüsterte ihm die Worte ins Ohr: „Land! Land! Land!" in der Hoffnung, ihn zu einer Brieftaube machen zu können.

Die Taube jagte schnurgerade davon und kehrte erst tags darauf zurück, um sich auf den breiten Schultern des Kapitäns niederzulassen. Bekanntlich hielt sie einen Ölzweig im Schnabel.

Die Wasser hatten zu sinken angefangen, und Noah steuerte sein Schiff in der Richtung des Regenbogens, in der Hoffnung, daß da schon einmal irgend etwas Landähnliches zum Vorschein kommen werde.

Eines Tages stand dann auch endlich in den ersten Morgenstunden der Regenbogen wie eine Glorie über dem Berge Ararat. Und je näher man herankam, um so deutlicher erkannte man, wie eine Art Heiterkeit das sonst so wilde und abschreckende Antlitz des Berges überzog. Mit seiner rauhen Felsenstimme rief er den Tieren der Arche zu: „Hier herüber! Schaut doch her, ich bin der

Berg des guten Willens! Wo habt ihr bloß die ganze Zeit gesteckt, ihr Getier! Man konnte ja schon auf den Gedanken kommen, man würde nun ohne Tiere auskommen müssen. Wir versuchten uns schon vierfüßige Bäume mit Fell vorzustellen."

Nachdem die Arche festgemacht hatte, ließ Noah seine Passagiere, die schwächlichsten voran, paarweise auf Deck vorrücken. Auf der Laufplanke, von der sie sich aufs Land schwingen sollten, saßen zwei Eintagsfliegen und rührten sich nicht.

„Auf! Fliegt doch los!" rief ihnen der Kapitän zu. „Seht ihr denn nicht, daß wir da sind? Wer in aller Welt hat mir bloß so etwas von langweiligen Insekten aufgehängt!"

Aber sie rührten sich nicht im geringsten. Schon griff der Vater der Arche nach seinem Hut, und ein jeder verstand, daß er wieder sterblich war.

„Die Eintagsfliegen der Reserve vor", sagte Noah mit tränenloser Befehlsstimme.

Noch betäubt vom Geruch der Erde, der einem wie junger Wein in den Kopf stieg, zögerten die Insekten einen Augenblick; plötzlich dann sausten sie mit einem Satz schnurgerade aus und landeten unter dem Beifall der Menge ohne weiteren Zwischenfall auf dem Berge Ararat.

„Los, los, und etwas mehr Ruhe gefälligst", rief Noah. „Wir sind hier doch nicht im Theater. Die Nächsten bitte, aber schnell. Wir haben keine Minute zu verlieren."

EUROPÄISCHE UMSCHAU

Ereignis und Betrachtung

DER DEUTSCH-RUMÄNISCHE WIRTSCHAFTSVERTRAG

Die Bedeutung des deutsch-rumänischen Wirtschaftsvertrages liegt nicht nur in dem, was er an konkreten Möglichkeiten bietet, sondern wird fast noch mehr durch die Tatsache gekennzeichnet, daß er ein völlig neuartiges Instrument für die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Völker darstellt. Er steht also am Anfang einer Entwicklung, die noch im Flusse ist und deren Tragweite sich heute noch gar nicht voll ermessen läßt.

Der überlieferte Außenhandelsapparat der Welt versagt seit einigen Jahren. Der Grund ist klar. Man hat ihn seiner wesentlichen Grundlagen beraubt. Freie Beweglichkeit des Welthandels und einheitlicher, automatisch wirkender Preiszusammenhang in allen Ländern gehörten zusammen. Trotz der Zölle, deren Bedeutung man überhaupt nicht überschätzen darf, bestand früher ein einheitliches Weltpreissystem. Der Mechanismus der Goldwährung schuf einen durchgängigen Zusammenhang und erzwang unter allen Umständen den automatischen Ausgleich aller Zahlungsbilanzen. Eine kleine Verschiebung innerhalb der Goldpunkte bewirkte je nach Bedarf eine Verbilligung oder Verteuerung der Einfuhr und umgekehrt eine entsprechende Erschwerung oder Erleichterung des Exports. Reichte dies nicht aus, so traten Goldtransporte ein, die auf dem Umwege über das Kreditvolumen noch weit stärkere Ausgleichskräfte in Bewegung setzten. Der internationale Preiszusammenhang wurde durch die Zölle zwar modifiziert, aber nicht unterbrochen, zumal sie in der Regel durch sehr langfristige Verträge gebunden waren. Dies waren die Voraussetzungen einer freien Bewegung der Kapital- und Warenströme. Die Industrieländer konnten unter diesen Umständen stets damit rechnen, daß ihre Importe ganz von selbst zu einer steigenden Ausfuhr führen würden, die Rohstoffländer besaßen in gleicher Weise die Sicherheit, ihre Überschüsse unterbringen zu können, sofern nicht gerade unter dem Druck einer Krise eine allgemeine Verschlechterung in der Aufnahmefähigkeit der Märkte eintrat. Die kapitalreichen Länder kauften die aus neuen Investitionen herrührenden Rohstoffmengen entweder selbst oder sie kauften, was die Regel war, in dritten Ländern und setzten diese so instand, das wachsende Rohstoffangebot aufzunehmen. Heute aber existiert dieser Mechanismus nicht mehr. Die Tragweite dieser Tatsache kann kaum überschätzt werden. Die bewegliche Währung, die in einem großen Teil der Welt vorherrscht, hat zur Folge, daß jederzeit durch eine starke Änderung des Währungskurses eine Verschiebung in den Austauschrelationen eintreten kann, die es dem Exportlande praktisch unmöglich macht, zu exportieren, dem Schuldnerlande, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Die Goldwanderungen haben jeden Zusammenhang mit dem Kreditvolumen und der Preisbewegung verloren, sie haben einen ganz anderen Charakter angenommen und dienen eigentlich nur noch Hortungszwecken. Die in verschiedenen Formen bestehende Kontingentierung setzt dem Import absolute, durch keine Preisanpassung zu übersteigende Grenzen. Es besteht mit einem Wort in keinem Staate der Wille, sich in einen automatischen Wirtschaftszusammenhang des unübersehbaren Weltmarktes einzugliedern, und daher gibt es auch den Zusammenhang nicht mehr. Es kann unter diesen Umständen weder mit Sicherheit damit gerechnet werden, daß einem Import ein entsprechender Export folgen werde, noch kann irgendein Land mit Bestimmtheit annehmen, daß es später in der Lage sein werde, eine jetzt aufgenommene Anleihe zurückzuzahlen. Daraus ist zwangs-

läufig die Tendenz entstanden, Einfuhr und Ausfuhr unmittelbar miteinander zu verknüpfen und finanzielle Auslandsverpflichtungen nur dann einzugehen, wenn von vornherein für die zu erwartende Mehrproduktion ein aufnahmefähiger Markt gesichert ist.

Voraussetzung für Gegenseitigkeitsverträge dieser Art ist allerdings die Fähigkeit der kontrahierenden Staaten, einander wechselseitig zu ergänzen. Länder, die zwar Kapitalüberschüsse, aber nur einen geringen zusätzlichen Rohstoffbedarf haben, weil sie entweder selbst Rohstoffproduzenten sind, weil sie ihren Bedarf in abhängigen Kolonialländern decken oder schließlich, weil ihre Binnenwirtschaft starken konjunkturellen Schwankungen ausgesetzt ist, bekämpfen das Gegenseitigkeitsprinzip. Es ist aber klar, daß diese Opposition, die besonders von den Vereinigten Staaten ausgeht, erfolglos bleiben muß, solange es nicht gelingt, für einen vielseitigen Welthandel alten Stils wieder eine tragfähige Unterlage zu schaffen. Einen Beitrag in dieser Richtung zu leisten sind aber die genannten Länder selbst nicht bereit, wie die letzten Jahre zur Genüge gezeigt haben.

Deutschland und Rumänien ergänzen einander in ganz besonders hohem Maße. Der wechselseitige Handel konnte daher auch bisher schon lediglich durch handelspolitische Zusammenarbeit sehr stark ausgedehnt werden. Er hat sich dem Volumen nach seit 1934 fast vervierfacht. Einschließlich des Protektorats ist Deutschland jetzt mit fast 36 Prozent an der rumänischen Ausfuhr und mit fast 40 Prozent an der rumänischen Einfuhr beteiligt, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß das Warenabkommen vom 10. Dezember vorigen Jahres bereits den Rahmen für eine weitere Steigerung des beiderseitigen Umsatzes auf 250 bis 300 Millionen Reichsmark abgesteckt hat. Der deutsch-rumänische Wirtschaftsvertrag vom 23. März, der nun diesen Rahmen auszufüllen sucht, ist nicht eigentlich handelspolitischer Natur. Er stellt etwas Neues dar und besitzt kein Vorbild, mit dem man ihn vergleichen könnte. Er liegt daher auch auf einer ganz anderen Ebene als die Diskussion über die handelspolitische Methode, deren doktrinäre Ausgestaltung durch den amerikanischen Staatssekretär Hull an dieser Stelle wiederholt dargestellt worden ist. Im Grunde handelt es sich darum, die wirtschaftspolitische Methode der staatlichen Lenkung von der inneren auf die äußere Wirtschaftspolitik zu übertragen. Beide Staaten verpflichten sich, in dem Bereich, der für einen wachsenden Austausch in Frage kommt, die Produktion so zu lenken, daß ein vergrößertes Handelsvolumen sich nachher gewissermaßen von selbst ergibt.

Deutschland wird sich nach Kräften an der Erschließung der rumänischen Produktivkräfte beteiligen und dabei übrigens nur eine Arbeit wieder aufnehmen, die es schon vor dem Kriege geleistet hat, die dann aber durch die Ereignisse unterbrochen wurde. Das gilt vor allem für die Entwicklung und pflegliche Behandlung der in diesem Falle noch sehr aussichtssreichen rumänischen Erdölvorkommen, ferner für die ebenfalls nicht unerheblichen Metallagerstätten. In diesen Fällen kann Deutschland sowohl durch die Lieferung von Maschinen und Bohrgeräten wie durch die Bereitstellung von erfahrenen Fachleuten und in ähnlicher Weise unmittelbare Hilfe leisten. Die rumänische Land- und Forstwirtschaft kann teils durch die Einflußnahme des rumänischen Staates, teils durch den Bezug deutscher Produktionsmittel in die Lage versetzt werden, mehr und speziell für den deutschen Markt geeignete Erzeugnisse hervorzubringen, wobei die Fähigkeit Deutschlands, spätere Überschüsse zu stabilen Preisen abzunehmen, selbstverständlich eine außerordentliche Erleichterung jeder Rationalisierung und Produktionsumstellung bedeutet. Wie wenig Deutschland dabei an eine Monopolisierung des rumänischen Marktes denkt, geht besonders deutlich aus dem Plane hervor, später gegebenenfalls einen gemeinsamen deutsch-rumänischen Export aus Rumänien zustande zu bringen, zu welchem Zwecke Deutschland das Recht erhalten hat, an der Donau Freihäfen zu errichten. In absehbarer Zeit wird eine einheitliche Wasserstraße die Nordsee mit dem Schwarzen Meer und somit auch die dazwischenliegenden Industrie- und Rohstoffgebiete verbinden. Es liegt also nahe, Exportprodukte besonders für den Südosten

und den vorderen Orient, die zum Teil auf der rumänischen Rohstoffbasis ruhen, nicht in Deutschland, sondern in gemeinsamer Arbeit in Rumänien selbst herzustellen, wobei sich erhebliche Frachtersparnisse ergeben können.

Besonderes Interesse verdienen die finanziellen Bestimmungen des Vertrages, soweit man hier von einer finanziellen Seite überhaupt reden kann. Jedenfalls handelt es sich nicht um Finanztransaktionen irgendwelcher Art, sondern lediglich um Vereinbarungen, die Deutschland die Möglichkeit gewähren, sich in Rumänien dauernd zu beteiligen und diejenigen Vorleistungen in Form von Produktionsmitteln zur Verfügung zu stellen, die erforderlich sind, um die rumänische Produktionsfähigkeit zu erhöhen. Die reale Austauschbeziehung steht also immer im Vordergrunde, und es entsteht keine finanzielle Verpflichtung, die von ihr abgelöst ein Eigenleben führen könnte. Auf dem Verrechnungskonto werden durch deutsche Lieferungen Guthaben entstehen, die deutschen Firmen nach näherer Vereinbarung der Regierungsausschüsse, die über die Durchführung des ganzen Planes wachen, zur Verfügung gestellt werden, um ihnen eine Beteiligung an rumänischen Erzeugungsanlagen zu ermöglichen. Die Technik ist denkbar einfach. Liefert beispielsweise eine deutsche Maschinenfabrik Bohrgeräte nach Rumänien, so kann ihr Lei-Guthaben einer deutschen Erdölgesellschaft zur Verfügung gestellt werden, die es in Rumänien investiert und ihrerseits die Faktura der Maschinenfabrik in Deutschland in Reichsmark bezahlt.

Der deutsch-rumänische Wirtschaftsvertrag ist in jeder Hinsicht ein Beispiel für die Möglichkeit einer langfristigen wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen zwei Staaten, die ihre Produktion zu steigern wünschen und dazu des Außenhandels bedürfen, weil es dem einen an Rohstoffen, dem anderen an Produktionsmitteln fehlt. Es gibt hier keine Unsicherheiten, wie sie das bekannte Spiel mit den silbernen Kugeln immer und unter den gegenwärtigen Umständen in besonderem Maße im Gefolge hatte. Jeder Staat erhöht seine Leistungsfähigkeit durch den Geldeinsatz eigener Währung, und mit der Leistungsfähigkeit steigt im Gleichschritt die Aufnahmefähigkeit des Partners, die den Einsatz rechtfertigt. dms.

AMERIKA-BÜCHER I

Die im folgenden behandelten Bücher sind nach ihren Problemstellungen und nach den Persönlichkeiten ihrer Verfasser und den durch deren Weltanschauungen bedingten Methoden so verschiedenartig, daß jeder unmittelbare Vergleich unmöglich ist. Aber eben in ihrer Vielgestaltigkeit ergänzen sie sich zu einer Art Gesamtbild, ähnlich dem, das die Wirklichkeit der naiven Anschauung bietet, nur daß sich hier das Gesamtergebnis aus hohen, teilweise sehr hohen Persönlichkeits- und damit Kulturleistungen zusammensetzt. So ergibt sich ein vielgestaltiges Bild von Amerika, im besonderen von USA. Gleichzeitig ergibt sich aber auch ein Ausblick auf die gegenwärtige Kulturlage überhaupt, wie sie sich in den Verfassern darstellt. Denn jedes Buch ist ja auch immer Selbstdarstellung seines Verfassers.

Für sich allein steht das dreibändige Werk von Georg Friederici „Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin 1936). Es bezieht sich auf ganz Amerika; es behandelt eine weit zurückliegende Zeit; es schildert die verschiedenen europäischen Staaten und Völker in ihren Eroberungs- und Kolonisierungsmethoden. Hier ist strenge Geschichtswissenschaft. Ein gewaltiges Material hat der Verfasser im Verlauf von 40 Jahren mit außerordentlicher Hingabe zusammengetragen und sorgfältig ausgewertet. Dabei ist die gestellte Aufgabe lebensvoll gesehen, das Werk lebendig geschrieben, in einem in jeder Hinsicht einwandfreien, in vielen Beziehungen vorbildlichen Deutsch. In dem, was es gibt, ist das Werk endgültig.

Der erste Band behandelt die Kolonisationsschauplätze und die Eingeborenen; daran schließt sich die Darstellung der spa-

nischen Kolonisation in drei Abschnitten: die Entdeckung selbst; die Formen der Besitzergreifung; die Technik der Conquista, so wie sie von den Eroberern selbst aus den Eroberungsmethoden einerseits als Rechtfertigung, andererseits als Fortführung der Eroberungsziele mit anderen Mitteln entwickelt wurden. Der zweite Band behandelt zunächst die Portugiesen; es folgen die Deutschen, die Irokesen, die Franzosen. Mit den Irokesen gelangt man bereits nach Nordamerika, dem im wesentlichen der letzte Band gewidmet ist. Die Darstellung selbst dringt überall, ohne den Zusammenhang mit den wirklichen Geschehnissen zu verlieren, zum Typischen vor. Die Eroberung wird grundsätzlich als ein Kulturphänomen und somit auch als Kulturproblem verstanden. Die frivolen Leichtfertigkeiten, mit denen man unter allgemein kultur-ideellen und besonders christlich-religiösen Vorstellungen die Unterjochung, Versklavung oder auch die völlige Ausrottung, die ganze unmenschliche Härte, Brutalität in der Behandlung der eingeborenen Indianer verteidigte oder sogar rechtfertigte, zeigen, welcher Entartung ideologische und selbst religiöse Gedankengänge fähig sind. Die hohe ethische, gesellschaftliche, sogar staatliche Kultur der Indianer wird mit Recht eingehend gewürdigt. Es siegte die Technik der Waffen, die militärische, politische, aber auch diplomatische Verwegenheit der romanischen Rasse, die zähe, phrasenumwobene Brutalität der Angelsachsen; es siegte aber vor allem auch der „stärkere Gott", das heißt der Glaube auf beiden Seiten, daß der weiße Gott der stärkere Gott sei. Gerade unter weltpolitisch-weltkulturellen Gesichtspunkten ist der Gesamteindruck des Werkes erschütternd in seiner unerbittlich alle Romantizismen zerstörenden Härte. Eben um dieser Illusionslosigkeit willen begrüßen wir das Werk, denn wir stehen ja immer in Gefahr, uns von den historischen Mythenbildungen anderer Völker einnebeln zu lassen.

Im einzelnen wird man manche Wünsche haben. Ein in 40 Jahren entstandenes Werk kann gar nicht aus einem Guß sein, zumal wenn sich in diesen 40 Jahren die ganze Welt geändert hat. Eigentlich verwurzelt ist der Verfasser im 19. Jahrhundert; im Guten: in seiner unbegrenzten philologischen Gewissenhaftigkeit und, wenn man will: im „Universalismus" seiner Interessen und seines Standpunktes; aber auch im weniger Guten: im Glauben an eine viel größere Unveränderlichkeit von Welt und Mensch, als sie tatsächlich vorhanden ist, und dann selbstverständlich an ein in sich ziemlich feststehendes, nicht der Geschichte unterworfenes System der Werte — mit dem Ergebnis, daß die Wertung der einzelnen Erscheinungsgruppen für unser Empfinden zu schematisch erfolgt. Diese Bemessung der Erscheinungen, einerlei wie unterbewußt, an einer als ideal vorgestellten Welt führt dann notwendig zu jener weitgehenden Atomisierung des Lebens, wie sie eben typisch ist für die Weltanschauung des 19. Jahrhunderts. Auf mehr technischem Gebiet bedauern wir, daß den Entdeckungen selbst zu viel Raum gegeben wird; sie sind für das Hauptproblem, das Aufeinanderprallen bisher völlig selbständiger Kulturwelten, offenbar ziemlich unwesentlich. Auch das Geographische hätte auf wenige Bemerkungen, jeweils in Verbindung mit den besonderen Verhältnissen bestimmter Kolonialräume, beschränkt werden können. Die spanische Kolonisationszeit wird viel zu kurz genommen: hier endigt der Verfasser praktisch mit dem ersten System der Besitzergreifung, das sich unmittelbar an die Eroberung anschließt. Aber Eroberung und Kolonisation Süd- und Mittelamerikas waren damit keineswegs beendet. Gerade der Staat Spanien entdeckte nicht nur, daß er vor völlig neue und überaus schwierige Aufgaben gestellt war, zumal er bei deren Lösung auf die Tatbestände der Eroberung Rücksicht nehmen mußte, die gar nicht mehr zu ändern waren, sondern er bemühte sich auch ernstlich um Lösungen einer in sich überaus komplizierten und vielseitigen Lage. Das spanische Kolonialsystem hat sich dann allerdings verhältnismäßig rasch kristallisiert und ist in gewissem Grad erstarrt. Aber gerade die ersten Jahrzehnte nach der Eroberung, als Spanien mit mehr oder weniger Erfolg sich daran machte, in seinem amerikanischen Kolonialreich eine Ordnung zu schaffen, die es glaubte, unter staatlichen und allgemeiner kulturellen Gesichtspunkten schließlich verantworten zu

können, sind hier viel interessanter als die *laissez-faire*-Politik anderer Nationen in dieser Richtung: Spanien war bereit, den entscheidenden Fragen grundsätzlich ins Auge zu schauen und wollte sich nicht von den Ereignissen, von Willkürakten, von einzelnen Zwischenfällen treiben lassen. Nun mag der Verfasser einwenden, er spreche nicht von Spanien oder Frankreich oder England als Kolonisatoren, sondern von den Spaniern, den Franzosen, den Engländern. Aber jeder echte Staat ist auch Ausdruck des Volkstums, das er in der Hauptsache vertritt. Spanien ist in der Aufdeckung seiner kolonisatorischen Methoden bürokratisch genau; England zieht es vor, Private handeln zu lassen und sich auf offizielle Tarnung und Beschönigungen der von diesen eventuell dabei begangenen Verbrechen zu beschränken, solange die eigenen Interessen dadurch gefördert erscheinen.

Louis Rokos bietet mit seinem Buch „20000 km amerikanisches Allerlei" (Braumüller, Wien-Leipzig 1938) angenehme Unterhaltung mit genau soviel gelegentlicher Tiefe, daß er auch den sachlich anspruchsvolleren Leser fesselt. Die Reise mit seiner aus USA. stammenden Frau Peggy und seinem in New York erstandenen Auto geht über New York, Chicago, Yellowstone Park nach Seattle, dann südwärts nach San Franzisco und Los Angeles und endet nach einem Besuch im Grand Canyon des Colorado und der Schlangentanzzeremonie der Hope-Indianer in Galveston (Texas). Sehr gut sind die Landschafts- und Umweltschilderungen, ebenso bei New York wie auch bei der Fahrt durch die Gluthitze der nördlichen Präriegebiete im großen Dürresommer 1936. Irreführend aber ist die Darstellung in sozialer Beziehung: der Verfasser kommt im allgemeinen nur mit einer wirtschaftlich sehr gehobenen Schicht des großstädtischen Bürgertums in Berührung, und er hat zum Beispiel von der Rückständigkeit der durchschnittlichen Wohnungsverhältnisse und der Wohnungseinrichtungen in USA. keine Ahnung. Auf solche Weise wird die Vorstellung von USA. als einem Dorado immer wieder genährt!

Die Arbeit von Sibylle Mahlin über „Die Aussenhandelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika von 1929—1936" (Carl Heymann, Berlin 1938) ist ungemein erfreulich, und da es sich wohl um eine ausgebaute Doktorarbeit handelt, vielversprechend, aber sie ist noch keineswegs die Erfüllung dessen, was wir uns für die Auseinandersetzung mit der USA.-Handelspolitik wünschen. Hier wäre vor allem die völlige und skrupellose Schwenkung in der Ideologie der Außenhandelspolitik mit der Änderung des Interessenstandpunktes aus den maßgebenden Äußerungen der politischen und wirtschaftlichen Führer in USA. selbst darzulegen gewesen. Der heutige Gegensatz zwischen Hull und Wallace ist zweifellos im Grundsätzlichen richtig gesehen, aber in der staatlichen Praxis kaum so scharf, wie ihn die Verfasserin darstellt: Wallace strebt einem durch außenwirtschaftlichen Leistungsausgleich stabilen Zustand zu; der in diesem Kampf siegreiche Hull dagegen hat den Grundsatz eines unstabilen Zustandes auf Grund der Leistungsungleichheit im Außenhandel durchgesetzt, was offenbar wirtschaftlich nicht auf die Dauer haltbar ist und daher von vornherein auf politische Ziele hinweist. Die vorwiegend oder rein politische Bedeutung der Hullschen Handelsverträge mit europäischen Staaten — vor allem vom Standpunkt dieser letzten Staaten selbst aus — ist keineswegs hinreichend klar gesehen. Gerade hier wäre eine sehr gründliche Durchleuchtung aller Zusammenhänge sowohl dringlich wie sehr fruchtbar. Der theoretische Standpunkt ist der einer ziemlich problemlosen Rechtgläubigkeit, einerlei ob die Verfasserin sich gerade in liberalistischen oder in modern nationalwirtschaftlichen Vorstellungen bewegt. Aber europäische Vorstellungen passen für USA. überhaupt nicht ganz: Binnenwirtschaft und Außenwirtschaft bedeuten für USA. etwas ganz anderes als für Deutschland. Ein Rückfall in den liberalistischen Mythos vom Gold als der bewegenden und treibenden Kraft der Wirtschaft sollte heute unmöglich sein. Sowohl die weltwirtschaftliche Phraseologie in USA. als auch ihr Begriff und ihre Taktik der Meistbegünstigung hätten eine eingehende Sonderbehandlung verdient.

Ein Buch, das das Problem von USA. unmittelbar aufwirft, wird selbstverständ-

lich besonders gründlich geprüft werden müssen. Joseph Engert macht sich in seiner Schrift „Wohin geht Amerika? Kulturphilosophische Reisenotizen" (F. Schöningh, Paderborn 1937) die Sache viel zu leicht. Fast auf jeder Seite finden sich grobe Irrtümer, so z. B. daß der Bürgerkrieg entstanden sei aus der überlegenen Konkurrenz der Südstaaten gegen die Nordstaaten; davon ist keine Rede: der Süden hatte seine Baumwolle und verschwindend wenig Industrie, und da England der Hauptabnehmer war, und da die englischen Waren besser und billiger waren als die des Nordens, so zog er England als industrielles Ergänzungsland vor. Das war die wirtschaftliche Lage, die aber für den Bürgerkrieg nicht entscheidend war. Auch die Behauptung, daß es den Negern meist nicht schlecht ergangen sei, gilt nur für die Negeraufzuchtgebiete des Ostens, und vor allem Virginiens. Auch machen die Neger nicht 12 Prozent der Bevölkerung aus, sondern nur 9 Prozent, und ihr relativer Anteil an der Gesamtbevölkerung ist seit etwa 100 Jahren nicht gewachsen, sondern zurückgegangen, gewiß vor allem wegen der starken europäischen Einwanderung. Aber die wachsende Verdrängung der Neger von der Scholle und ihre Zusammenpferchung in engen ungesunden Großstadtvierteln erreicht mehr und mehr ihren Zweck einer langsamen planmäßigen Ausrottungspolitik, zunächst einmal durch starken Rückgang der Geburtenzahlen bei hoher Sterblichkeit. Das Buch enthält ferner nicht selten völlig widerspruchsvolle Urteile, die durch die schlechte Gliederung des Stoffs nur für den flüchtigen Leser einigermaßen verdeckt werden mögen. So ist nach dem Verfasser der USA.-Mensch einmal nur als Massenerscheinung zu bewerten — „von New York über Chicago nach San Francisco denkt und lebt einer wie der andere"; aber einige Seiten später erscheint er als ein großer Individualist, bei dem gerade nicht „Gewohnheit und Umgebung die Sittlichkeit tragen". Ähnlich schwankt das moralische Gesamturteil. Ähnlich schwankt das Urteil über den USA.-Katholizismus: er leidet unter der „ideenlosen Religiosität", dann aber erscheint er wieder als der Träger der Rettung und Wiedergeburt von USA. Trotzdem besitzt der Verfasser noch soviel von einer großen katholischen Tradition geistiger Arbeit, daß er im einzelnen, nur durch das Gewicht der von ihm überhaupt angeführten Gesichtspunkte, immer wieder lesenswert bleibt: eine gewisse Gesamtschau ist gewahrt, so widersprechend und auch unrichtig sie im einzelnen in ihren Voraussetzungen oder Folgerungen ist. Die Erklärung scheint mir zu sein, daß verschiedene Seelen in des Autors Brust wohnen: Roosevelt begünstigt den Katholizismus, — eine interessante und bei uns zu wenig gewürdigte Tatsache; der Katholizismus ist aber in USA. nicht nur das zahlenmäßig stärkste Bekenntnis, sondern er ist im Vordringen begriffen, sowohl seinen soziologischen Ideen als auch der Anhängerzahl nach; er ist auch (was in der Schrift nicht gesagt wird) der stärkste Geldgeber der Kurie: also wird das Hohelied Roosevelts gesungen. Gegen die vom Standpunkt des Verfassers sich daraus ergebende Einstellung steht aber die einfache und ehrliche Erfahrung des deutschen Katholiken in USA., daß die Rooseveltsche Sozial- und Wirtschaftspolitik des New Deal weitgehend Schiffbruch erlitten hat, daß den USA.-Menschen einstweilen jedenfalls die ganze christliche Dogmatik nicht interessiert, daß er im Katholizismus vielmehr nur eine gewisse feste Organisation für die öffentliche Moral hochschätzt, und daß der Katholizismus in seinen eigenen Reihen an schwerster Ideenlosigkeit krankt. Das Buch ist also unter dem Gesichtspunkt: katholische Politik wesentlich wichtiger als unter dem Gesichtspunkt USA.

Hermann Lufft

DER MENSCHENSCHEUE KONTINENT

Australien — Antipode Europas — hat seit seiner späten Entdeckung in der Mitte des 18. Jahrhunderts immer abseits der Weltpolitik gestanden. Ändert sich das in einer Zeit, in der Völker ohne Raum nach neuen Siedlungsmöglichkeiten suchen, in der insbesondere in Ostasien das Raumproblem so außerordentlich akut wird? Es ist sicher, daß für die ostasiatische Auseinandersetzung Australien von einer entscheidenden Bedeutung sein wird, da hier in relativer Nähe Engländer wohnen, die dem Mutterlande zu Hilfe kommen können.

Dieser Erdteil, der Europa fast an Größe erreicht, könnte nach manchen Schätzungen 100 Millionen Weiße und — im tropischen Queensland — 200 Millionen Farbige aufnehmen. Indessen führt ein kleines Volk von 6 Millionen dort ein sorgenfreies Dasein ohne Klassengegensätze, ohne Not, ohne Arbeitslosigkeit, fast möchte man sagen ohne Arbeit, die nicht allzu ernst genommen wird. Der Arbeiter verdient unter Berücksichtigung der Kaufkraft Wochenlöhne von 50 bis 60 RM. und kann zu einem Spottpreis soviel Land bekommen, wie er nur haben will. Aus Furcht vor Lohndrückereien verfechten die allmächtigen australischen Gewerkschaften die Politik der Drosselung der Einwanderung. Vor allem werden Farbige ferngehalten, so daß sogar in Queensland der ganz ungewöhnliche Zustand besteht, daß Zuckerrohrarbeiten von weißen Arbeitern geleistet werden. Aber nicht nur, daß die „Politik des weißen Australiens" durchgeführt wird, auch die europäische Einwanderung wird erschwert, ja selbst die Einwanderung aus dem Mutterlande unterliegt gewissen Bedingungen. So kann England zum Beispiel seine Industriearbeitslosen nicht abgeben und soll statt dessen Landarbeiter senden, die es selbst nicht hat. Wird dieser Zustand anhalten? Oder wird der übermächtige Druck der außenwohnenden Völker die Dämme dieser weißen Insel im fernen Ozean brechen? Wird Australien die Einsicht besitzen, seine Tore der weißen Einwanderung zu öffnen, um nicht von der farbigen überschwemmt zu werden?

Zwei Bücher beschäftigen sich mit diesen Problemen. „Australien. Der menschenscheue Kontinent" von Heinrich Hauser (Safari, Berlin 1939) und „Australien. Kontinent der Gegensätze" von Wilhelm Nowack (Wilhelm Goldmann, Leipzig 1938).

Heinrich Hauser betrachtet die Dinge vom Standpunkt des impressionistischen Journalisten. Er gibt anschaulich die Eindrücke wieder, die das Land auf den macht, der es bereist. Im Gegensatz zu der üblichen Route führt Hauser seine Leser vom menschenleeren Westen durch das „tote Herz" Australiens zum dichtbesiedelten Westen und läßt sie sich so allmählich das Land erobern. Alle Seltsamkeiten dieses Erdteiles lernt der Leser kennen, seine Känguruhs, seine Teddybären, seine Kaninchen- und seine Kakteenplage, aber auch den Geist dieser heiter unbeschwerten ost- und südaustralischen Großstädte. Meisterhaft sind die Typen des Austral-Engländers gezeichnet, des heiteren lebenslustigen Ostaustraliers und des menschenscheuen, schrullenhaften Trappers aus Zentralaustralien.

Wilhelm Nowacks „Australien" ist ebenfalls flüssig und lesbar geschrieben. Geschickt ausgesuchte Bilder vertiefen ebenso wie bei dem Hauserschen Buche die Anschaulichkeit. Ein entschiedener Vorteil des Nowackschen Buches ist die beigefügte Karte. Im Gegensatz zu Hausers impressionistischer Betrachtungsweise entwickelt Nowack systematisch das Entstehen von Land und Leuten. Gewissenhaft werden die historischen Bedingungen entwickelt, aus denen das heutige Australien entstanden ist, wird von den Sträflingen, den Goldsuchern, dem Kampf zwischen Siedlern und Schafherdenbesitzern berichtet. Nowacks Methode beweist wieder einmal, daß eine sorgfältig fundierte Darstellung der geschichtlichen Entwicklung auch gleichzeitig die beste Informationsquelle für die Gegenwart schafft.

Der Wert dieser historischen Betrachtungen wird dadurch kaum gemindert, daß Nowack — wie übrigens auch Hauser — dazu neigt, die Dinge stark gegenwartsbezogen anzusehen. Er wertet immer wieder

vom Standpunkt des heutigen weißen australischen Arbeiters. Zweifellos hat Australien, wie immer wieder unterstrichen werden muß, dank der günstigen Verhältnisse eine hervorragende Sozialpolitik. Das rechtfertigt es aber nicht, Strömungen der Vergangenheit, die vom heutigen Standpunkt hemmend eingewirkt haben, wie zum Beispiel die Politik der Schafherdenbesitzer und Squatter ohne weiteres abzutun. Es ist immer bedenklich, bei geschichtlichen Untersuchungen Begriffe wie Fortschritt und Rückschritt einzuschalten. Was zu einer Zeit als Rückschritt angesehen wird, kann fünfzig Jahre später der Anknüpfungspunkt zum wahren Fortschritt sein. Man denke in der deutschen Geschichte etwa an Bismarcks Landwirtschaftspolitik oder an die Wertung des Nationalismus in der Weimarer Republik. Die Sorgfalt aber, mit der Nowack sein Buch geschrieben hat, läßt diesen Mangel zurücktreten. Infolge der Sachlichkeit des Verfassers ist der Leser mühelos in der Lage, sich aus dem vorgebrachten Material auch eine abweichende Meinung zu bilden.

In dieses Thema gehört auch die Behandlung der Entwicklung von der Kolonie zum Dominium und das Verhältnis zu London. Besonders in der Zeit der Segelschiffahrt, wo Nachrichten von Australien nach London fast ein Jahr brauchten, war es naturgemäß außerordentlich schwierig, in der Ferne die Verhältnisse in Australien zu beurteilen und sachgemäß zu regeln. Das hat in der Geschichte Australiens zu Spannungen geführt, die jedoch einen befriedigenden Abschluß fanden, weil die Engländer durch ihre Erfahrungen in Nordamerika gewitzt waren. Spannungen zwischen Mutter und Tochter sind auch in der Geschichte aller Kolonien vorhanden. Das Mutterland vertritt dabei stets die Belange des Gesamtvolkes mit seiner Tradition. Es übernimmt gleichzeitig den Schutz der Kolonie. Sowohl Hauser wie Nowack betonen die enge Verbundenheit des heutigen Australiens mit dem Mutterlande und dem Königshause. Dem entspricht es auch, daß Australien am Weltkrieg seine waffenfähige Jugend im gleichen, vielleicht noch höheren Maße teilnehmen ließ als die europäischen Länder. Australiens Verlustziffern liegen, gemessen an der Bevölkerungszahl, an der Spitze aller Nationen. Die Australier gehen dabei von der Auffassung aus, daß der Bestand des Empires, und nur der Bestand des Empires, dem kleinen Volk im Stillen Ozean die Existenzmöglichkeiten sichert und daß Australien verloren ist, wenn Großbritanniens Weltherrschaft einmal am Ende ist. Man muß diesen Faktor unterstreichen, um gewisse Irrtümer zu zerstören, die in Europa gelegentlich über die angebliche Teilnahmslosigkeit der Australier an europäischen Schwierigkeiten bestehen.

Von grundsätzlichem Interesse ist die Stellungnahme zu dem sogenannten „grünen Tisch" des Kolonialamtes in London. Bücher über Kolonialländer neigen dazu, den Wagemut der Pioniere zu Wasser und zu Lande herauszustreichen gegenüber den Leuten, die daheim Pläne entwerfen und Bücher schreiben. Eine genaue Untersuchung der Entdeckungen und Besiedlungen lehrt aber, daß im Gegenteil ein großes Verdienst auch denen zukommt, die wie Prinz Heinrich der Seefahrer oder Martin Behaim in der Heimat die wissenschaftlichen oder materiellen Voraussetzungen schufen, die solche Entdeckungen überhaupt erst ermöglichten. Einen interessanten Beleg hierfür gibt das Buch „Le Président de Brosses et l'Australie" von Alan Carey Taylor (Boivin & Co., Paris 1937). Der Präsident de Brosses, Mitglied des Obersten Gerichtshofes in Dijon, gehört zu jener *noblesse de robe*, die das Frankreich vor der Französischen Revolution regierte. Dieser geistig außerordentlich vielseitige Mann hat im 18. Jahrhundert, etwa zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, alles Material zusammengestellt, das damals über den völlig unbekannten und von geheimnisvollen Legenden umwobenen Erdteil Australien vorhanden war. Taylor gibt dieses Material anschaulich wieder und kennzeichnet kurz die Entdeckungsreisen, um dann eingehend das Werk von de Brosses einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Dabei wird sichtbar, wie dieser Mann, ein geographischer Laie, der kaum Frankreich verlassen hat, von Dijon aus den Weg nach Australien und sogar die Möglichkeiten einer Besiedlung und Ausnützung mit einem geradezu prophetischen Scharfblick heraus-

arbeitete. De Brosses hat seinerzeit in seiner Heimat kein Verständnis gefunden, er hat aber nachhaltig die Engländer befruchtet und mittelbar die Expedition Cooks veranlaßt, die zu der eigentlichen Entdeckung Australiens führte. Abgesehen davon, daß es außerordentlich reizvoll ist, den Legenden und Vorstellungen des 18. Jahrhunderts nachzuspüren (man denke an Maupertuis und seine geschwänzten Menschen Australiens), hat Taylor wieder einmal den Einfluß des menschlichen Geistes und der menschlichen Forschung auf die Entdeckung unsres Erdballes dargetan.

Die Erwartung des Präsidenten de Brosses ist nicht in Erfüllung gegangen. Australien gibt heute nur 6 Millionen Menschen Nahrung. Aber der Aufschwung Nordamerikas setzte erst im 19. Jahrhundert ein, vierhundert Jahre nach der Entdeckung durch Kolumbus. Wie wird das Australien des 22. Jahrhunderts aussehen?

Otto v. Sethe

DAS BILD DES KRIEGES II

Wer ehedem in klirrender Rüstung durch die Welt ritt und aufzählen konnte, wieviel Feinden er eigenhändig das Haupt vom Rumpfe getrennt habe, wurde Held genannt. Es war fast gleich, ob der Held in die Schlacht oder auf Abenteuer auszog. Der Maschinengewehrschütze, der vor Verdun oder an der Somme in irgendeinem Erdloch im Trommelfeuer lag und auf den Angriff von drüben wartete, hatte wenig Romantisches an sich. Die Gasmaske ist kein wallender Federbusch, die Handgranate kein blinkender Zweihänder. Vielleicht war der Mann, der da mit ein paar Kameraden hockte, ein Arbeiter aus Berlin oder Chemnitz, vielleicht ein Student oder auch ein Kaufmann, gewiß von Hause aus ein friedlicher Mensch, dem nichts ferner lag als zu töten. War er ein Held? Sicher nicht im Sinne einer Romantik, die im Zeitalter der Langrohre und Giftgase keinen Platz mehr hat. Inmitten der Unerbittlichkeit des modernen Großkampfes erhielt das Heldische einen tieferen Sinn, aller Romantik, jeder phrasenhaften Zutat entkleidet.

Indem wir die Bilder des Kriegers einer fernen Vergangenheit und unseres Zeitalters beschwören, erkennen wir, welche Wandlungen sich im Heerwesen, im Soldatentum, in der Einstellung des Menschen zu Kampf und Krieg vollzogen haben. Dort steigerte sich der einzelne zum Helden, hier opferte sich der einzelne für die Gemeinschaft. Zwischen beiden vollzog sich die Entwicklung, und diese „Wandlungen des Kämpfers" sind es, die Werner Picht in seinem neuen Buche (Friedrich Vorwerk, Berlin 1938), den Lauf der Zeiten abtastend, ergründet und darstellt: in einem Buche, das den Weg zum denkenden Soldaten finden möchte, zu dem „soldatischen Menschen, den die Frage nach seiner besonderen Stellung und Aufgabe in Volk und Geschichte beschäftigt. Der herkömmlichen Meinung nach ist Nachdenklichkeit nicht Sache des Soldatenstandes. Aber diese Auffassung entstammt der Trennung vom Denken und Handeln, die das Verhängnis Deutschlands im 19. Jahrhundert gewesen ist."

Wir verdanken dem Verfasser schon das kleine Buch „Der Frontsoldat", das im Dezemberheft (1938) dieser Zeitschrift gewürdigt wurde. Das Motiv, das ihn im Bann hält, das Wesenhafte unseres Kriegserlebnisses zu begreifen und festzuhalten, wird nunmehr, gleichsam abgelöst vom Weltkriege, ins Historische verlegt, am Gang der Geschichte, den strukturellen Veränderungen der staatlichen Formen, des Militärwesens, der Waffen und nicht zuletzt des Gemeinschaftslebens der Völker verdeutlicht und gedeutet. Aus der Tiefenschau, die Werner Picht eigen ist, entstand ein Werk, das mehr ist als ein Leitfaden der Heeres- und Wehrordnungen in der europäischen und vor allem in der deutschen Entwicklung: immer wieder sucht es zugleich die Grundhaltung des Menschen bei der Erfüllung der Aufgabe, Krieger und Soldat zu sein, aufzuhellen.

Gründlich werden die Gegebenheiten des Staates erörtert, des feudalen Lehnstaates,

des absoluten, des konstitutionellen Nationalstaates, des Führerstaates, mit ihnen die jeweils vorhandenen und notwendigen Formen des Kämpfertums. Picht stellt dabei das Zeitalter des Kriegers (Kriegsheere) und das Zeitalter des Soldaten (stehende Heere) gegenüber, beide wieder verbunden durch die Übergangszeit des Berufskriegers und Berufssoldaten, des Söldnertums. Aber er verfällt niemals dem Schematismus, der mechanischen Abgrenzung; gerade die Übergänge, in denen sich die „Wandlungen" abzeichnen, interessieren ihn und vor allem das in allen Zeiten Bleibende: die kriegerische Substanz: „Die Kurve der deutschen Heeresverfassungen mündet mit mathematischer Sauberkeit im Volk in Waffen, wie sie im Volk in Waffen ihren Anfang genommen hat. Damit ist eine Idealform der Wehrverfassung — mindestens als Forderung und Aufgabe — verwirklicht, wie die germanische Wehrverfassung der Heergemeinde eine solche Idealform darstellte. Aber beide sind nicht identisch, stehen sich vielmehr als die äußersten Pole einer zweitausendjährigen Entwicklung gegenüber, die mit dem allgemeinen Kriegertum anhebt und im totalen Soldatentum gipfelt." Schließlich wird der letzte Unterschied zwischen Krieger und Soldat dahin zusammengefaßt: „Der Soldat ist ein geschichtliches Gebilde, das heißt er ist zeitbedingt. Der Krieger aber stellt zwar nicht zu allen Zeiten die historisch wirksame Form des Kämpfers dar; aber als menschliche Urform steht er jenseits der geschichtlichen Bedingtheit. Er kann verwandelt werden, aber er überdauert." — In der kühlen Atmosphäre der geschichtlichen Vorgänge werden Sentenzen dieser Art festgelegt. Aber der stärkste Reiz des Werkes liegt doch darin, daß auch die abwägende wissenschaftliche Untersuchung vom Bild des letzten Krieges und des Frontkämpfers der großen Materialschlachten, vom Erregenden des Selbsterlebten überschattet ist.

Was den Weltkrieg abhebt von vergangenen Kriegen, ist die Entpersönlichung des Kämpfers und Kämpfens, das grausame Übergewicht der Mechanik, das Massenhafte der Menschen und Waffen, die Totalität des Einsatzes, die die Welt seitdem wie ein Alpdruck verfolgt. Der Mensch paßte sich dennoch an, behielt die Nerven, und wesentlich blieb, daß das Unpersönliche, das Massenhafte die Persönlichkeit des einzelnen niemals ganz erwürgen und auslöschen konnte. Wie immer lag bei ihr im letzten doch die Initiative, nur daß die Pflicht, im rechten Augenblick zu handeln und so nach Möglichkeit die Entscheidung zu meistern, ungleich mehr als zuvor auch den Geringsten im Fähnlein der Aufrechten mit einbezog. Noch Napoleon übersah das Schlachtfeld, konnte selbst eingreifen, wie oft aber im Weltkrieg, im sturen Ringen zweier Fronten entschied sich das Schicksal wochenlanger Kämpfe bei einem Kompanieführer oder auch nur bei einer Handvoll von Musketieren, die, abgeschnitten von jedem Befehl, völlig unorientiert über die Gesamtlage, ihr geborenes Soldatentum bewährten. Die kriegerische Substanz verlagerte sich auch in diesem Punkte. Was bedeuten der einzelne, sein Leib und sein Geist im Einsatz von Millionen? Anscheinend wenig oder nichts — und doch unendlich viel, wenn er übrigbleibt und den Infanterieangriff aufhält. Je gewaltiger und gewalttätiger der Masseneinsatz der Kampfmittel wird, um so entscheidender der Geist der Truppe — und des einzelnen.

Der wirkliche Krieg war wohl zu jeder Zeit für die, die ihn an der Front erlebten, äußerster Einsatz, nicht vorausgesehene Steigerung. Das lehren, als ein Beispiel von vielen, die Erinnerungen des französischen Sergeanten François Bourgogne, die jetzt in einer neuen deutschen Ausgabe herausgegeben wurden („Der unbekannte Soldat von 1812. Beim Brand von Moskau und auf dem Rückzuge in Schnee und Eis. Selbsterlebnisse von François Bourgogne, Sergeant in Napoleons Garde." Deutsch von H. v. Natzmer. Robert Lutz- Otto Schramm, Stuttgart 1938). Er nahm, der kaiserlichen Garde zugehörig, am Feldzuge Napoleons nach Rußland teil, und es gibt wenige Berichte, die die Katastrophe der großen Armee so unmittelbar, von unten, von der kleinsten Kameradschaft her, wiedergeben. Selbst denen, die in Flandern oder in den Argonnen dabei waren, mag zuweilen die Haut schaudern, wenn sie aus dem Munde des Sergeanten hören, wie ihm und seinen Kameraden zumute war, was sie an Hun-

ger, Kälte, Elend und täglicher Bedrohung ertrugen, wie viele starben, wie verzweifelt die Überlebenden um ihr bißchen Leben rangen. Auch aus der Schilderung Bourgognes ergibt sich nicht nur die erstaunliche Anpassungsfähigkeit einer Truppe und des einzelnen an die „jeweilige Lage", sondern auch zu welcher Leidensfähigkeit Soldatentum befähigt ist, solange es an Fortuna und Ziel nicht zweifelt. Der Glaube an den Kaiser hielt damals, trotz aller Auflösung, die Tüchtigen zusammen, und die Tüchtigen gaben vielen Schwächeren den Halt. Beredt offenbaren diese Erinnerungen die fast magische Wirkung, die die Persönlichkeit Napoleons auf seine Soldaten ausstrahlte. Wir erkennen, wie direkt damals noch die Verbindung zwischen dem Feldherrn und der Truppe war. Sie kannte, sie sah ihn, schöpfte neue Hoffnung. Der moderne Massenkrieg, die notwendige Trennung von militärischer Leitung und kämpfender Truppe, zerschlug auch diese letzte Romantik eines persönlichen Verhältnisses.

Wieder ein anderes Bild vergangener Kriege enthüllen die Erinnerungen des deutschen Sergeanten Löffler („Ein Deutscher hilft die Welt erobern. 1787—1819. Schicksale und Abenteuer in österreichischen, holländischen und englischen Kriegsdiensten auf drei Erdteilen. Von Sergeant Löffler. Neu herausgegeben und bearbeitet von Otto Dikreiter. Robert Lutz-Otto Schramm, Stuttgart 1938). Aus Schlesien gebürtig kämpft er unter den Fahnen Österreichs gegen die Türken und französischen Revolutionsheere. Von holländischen Werbern übertölpelt, wird er in den Dienst der niederländischen Marine gepreßt. Er erlebt, wie die Engländer das Kap der Guten Hoffnung nehmen, wechselt aus der Kriegsgefangenschaft in englische Dienste über, um nun in der Südsee und dann in Südafrika gegen die Eingeborenen zu kämpfen. Auch in der Seeschlacht von Abukir ist er in englischer Montur dabei und begleitet schließlich den gestürzten Napoleon nach St. Helena. Es ist ein abenteuerliches Leben, das sich hier vor uns auftut, im Persönlichen und Allgemeinen nicht minder spannend wie die vorerwähnten Memoiren Bourgognes; aber es sagt für den Deutschen noch mehr aus, ist es doch ein Beispiel dafür, wie viele Deutsche in fremden Diensten Gut und Blut opferten: Söldnerschicksal, das für den, der es trug, selten nur zum Guten ausschlug. Im Grunde wußte dieser wackere Sergeant Löffler niemals, für wen er kämpfte. Der Soldatenberuf verband ihn weder mit einem Kaiser noch mit Heimat und Gemeinschaft. Das wird ihm selbst zuweilen schmerzlich bewußt, wie denn diese schlichten Erinnerungen oft recht anschaulich die äußere Erlebnisschilderung mit gefühlsmäßigen Betrachtungen verknüpfen. Dieser Sergeant verkörpert die Epoche, die in der Tabelle Pichts zwischen dem Zeitalter des Kriegers und dem Zeitalter des Soldaten liegt. So kennzeichnet auch dies Buch, wenn auch mehr vom Persönlichen her, eine nicht uninteressante Etappe im großen Entwicklungsgang des Kriegswesens und des Soldatentums.

Mit dem Buche Sidney Rogersons, das von der deutschen Aisne-Offensive vom Mai 1918 erzählt („Der letzte Angriff" [*The Last of the Ebb*]. Mit einer deutschen Darstellung von Generalmajor a. D. von Unruh. Paul List Verlag, Leipzig 1939) kehren wir in die Wirklichkeit des Weltkrieges zurück. Wir hören die „andere Seite"; der englische Verfasser bietet in Selbsterlebnissen eine anschauliche Schilderung deutscher Angriffskraft und verzweifelter englischer Abwehr. Nur ein Teilstück des großen Ringens wird berührt; das Schicksal des 9. englischen Armeekorps, das an der Aisnefront, östlich vom Chemin des Dames, eine Ruhestellung bezieht, die keine Ruhe bringt. Es verfällt der deutschen Offensive und wird in drei Tagen, die der Verfasser, der aktiver Offizier und dem Stab einer Brigade zugeteilt ist, miterlebt, fast völlig ausgelöscht.

Was nun dies Buch inmitten der kaum mehr übersehbaren Fülle der Kriegsbücher wirklich interessant macht, ist nicht nur die prägnante Darstellung des kriegerischen Geschehens jener Maitage. Das englische Korps steht in französischem Armeeverbande und unter französischem Oberbefehl; so erhalten wir recht offenherzige Einblicke in das englisch-französische Verhältnis, und zwar gleichsam von unten her, von den Nächstbeteiligten, den Frontkämpfern, die für die Fehler der Führung büßen müssen. In diesem Zusammenhange faßt der Verfas-

ser die Stimmung der englischen Soldaten sogar dahin zusammen, sie hätten niemals mehr als damals das Gefühl gehabt, „auf der falschen Seite zu kämpfen". Stimmungen mögen vorübergehen; was dieses Buch offenlegt, ist die tiefgreifende Verschiedenheit zwischen Franzosen und Engländern und die ungeheueren Schwierigkeiten, die die Zusammenarbeit an der Front mit sich brachte.

Da wir es bei der Truppe des Verfassers zugleich mit einem englischen Elitekorps zu tun haben, erfahren wir auch eindringlich, wie zäh die Engländer auf fast verlorenem Posten zu kämpfen wußten, zumal sie, überrascht und überrannt, der deutschen Taktik nicht gewachsen waren. Wir erfahren ferner, unter welch schweren Bedingungen der deutsche Vormarsch zur Marne, trotz aller Erfolge, vor sich ging, bis er vor der neuen Widerstandslinie zum Stehen kam. Rogerson wird die Schlacht zwischen Aisne und Marne zur eigentlichen Entscheidung des Krieges: die deutsche Flut hat ihren Höhepunkt erreicht, das Kriegsglück wandte sich wenig später den Alliierten und ihrer wachsenden Übermacht zu.

Die persönlichen Betrachtungen des englischen Offiziers werden wirkungsvoll durch die klare Darstellung der strategischen und taktischen Entwicklung der Aisneschlacht durch Generalmajor a. D. von Unruh ergänzt, dem Chef des Generalstabs des IV. deutschen Reservekorps, das damals dem englischen Korps gegenüber lag.

Werner Wirths

ARBEIT AN DER NOVELLE II

Nach der Sichtung der neuen novellistischen Arbeiten von Ernst Penzoldt, Georg von der Vring, Martin Kessel und Wilfrid Bade, bei deren Auslegung als literarischen Zeugnissen einer Wiedergeburt der Novellenkunst in Deutschland mancher Leser zunächst gemeint haben mag, hier werde schon bewiesen, was noch gar nicht zu beweisen sei, fahren wir getrost in der Schilderung einer bewußt eng getroffenen Auswahl derartiger Proben — insbesondere aus jungen Federn — fort, nicht ohne zu hoffen, dabei genug für die Verteidigung unserer Ansicht zu finden.

Die jungen Schriftsteller haben, wenn sie eine Erzählung in novellistischer Gewandung schreiben, zwar meist nicht die Kraft, Forderungen des Ausmaßes zu erfüllen, wie sie die Theoretiker und Praktiker der Novelle in der Klassik stellten und auch erfüllten. Bei den heranwachsenden Autoren unserer Jahre wird man die „unerhörte Begebenheit" kaum finden, denn diese ist zum Reißerroman und zum spannungsvollen Drehbuch fast ausschließlich abgewandert, vielleicht weil sich dort für sie sozusagen leichter leben läßt. Und auch der „Wendepunkt" der Novelle, früher einmal im Bilde des Jagdfalken geschildert, der sich unerwartet auf sein Opfer pfeilschnell herabstürzt, ist nur selten noch abzulesen (oder vom Kunstbetrachter her demonstrierbar). Aber eine neue Freude an stilistischer Dekoration, besonders ein Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten für das wieder stärkere persönliche Empfinden, ist bei manchen jungen Belletristen abermals zu entdecken.

Betrachten wir einige Novellenautoren vorerst, denen außer der Erstellung einer kleinen, meist von ihnen selbst als fast unwichtig genommenen Fabel, die Gabe einer besonderen Worteinkleidung und Satzschneiderei gegeben ist. Daß sich innerlich Verwandte auch verlagsmäßig zu einer Art seelischer Kameradschaft wie von selbst zusammenfinden, wird die Kenner klassischer oder moderner deutscher Verlagsgeschichte nicht wundern. Tatsächlich ist unter den Schreibenden der kleinen Bände der Rabenpresse Ähnlichkeit, eine gewisse Gleichart der Lebenseinstellung zu spüren. Gemeint sind hier Reginald Marquier, Kurt Hancke und Kilian Kerst.

Den Namen Reginald Marquiers notierte man sich nach der Lektüre seiner ersten ausgezeichnet geschriebenen Erzählung „Das Dorf und der Knabe" (Rabenpresse, Berlin 1936), die einen zartbesaiteten, seelisch vereinsamten Jungen zwischen

seinen Eltern zeigte, die in ein gräßlich rohes, verwildertes und erbbelastetes Dorf wie in die Verbannung verschlagen waren. Ähnlich wie in dem ersten Büchlein ein Werdender zwischen der fremden Welt der Erwachsenen unverstanden stand, so ist auch in der „Geschichte einer Begegnung" (ebenda, 1938) wiederum ein Knabe der eigentliche Mittelpunkt jener anderen, gewissermaßen zweiten Welt, in der die Großen ihren ewigen Liebes- und Haßkrieg führen. Allerdings ist diesmal „das Dreieck, von dem Ibsen schreibt", wie Morgenstern nicht ohne boshafte Zeiterkenntnis in einem seiner Poems bemerkt, ungewöhnlicher zusammengestellt, als es die Literatur sonst gar zu gern serviert. Die neuartige Konstellation der zur Begegnung einander Entgegengeführten beruht auf ihrem Altersunterschied. Ein Künstler aus Berlin lernt an der Küste eine noch verhältnismäßig junge Frau und deren Sohn, ein Kind, das man sich wohl als etwa 12- bis 14jährig vorzustellen hat, freundschaftlich kennen. Der Mann, der in dieser Frau zuerst kaum mehr als ein willkommenes Modell zu einer Studie sieht, setzt sich fast ohne sein Wissen und ganz ohne seinen Willen in dem Herzen der Reiferen fest. Er glaubt, daß diese Beziehung mit dem Ende der Ferien auch zu Ende gehen werde. Für sie aber ist er mehr. Da Berlin die Heimat der drei ist, möchte sie die Freundschaft dort fortspinnen. Aber es sind der Sohn und der Maler, der Kindliche und der Schöpferische, die nach einer gehörigen Zeit vorbehaltlicher Männerskepsis, die Marquier anmutig und nicht ohne Zartgefühl zeichnet, eine für beide glückliche und sehr befruchtende Freundschaft schließen. Das Erlebnis der Frau, von der sich der erträumte Geliebte und der eigene Sohn in eine Welt des männlichen Schaffens, der Lust am Produzieren, am Diskutieren und Klarheitsuchen ohne Verständnis und Rücksicht aus absoluter Ahnungslosigkeit um sie, die Dritte, in der Entdeckung ihrer Freundschaft entfernen, bleibt allzusehr im Schatten. Der Versuch einer eigenen Sicht und Abschilderung des Hintergrundes Berlin erscheint nicht geglückt. Die allgemeine Ratlosigkeit darüber, wie man eine bestimmte Stadt schildert, ist in der gesamten jungen Literatur noch nicht überwunden. Die meisten Heutigen möchten über den Nur-Naturalismus hinaus. Aber wie soll ihnen das gelingen, da sie dessen Eroberungen nicht halten konnten? Muß nicht der visionären Skizzierung die minutiöse Notierung mit dem Auge, das die Welt schafft, vorausgehen, damit auch aus dem Geschriebenen glaubhafte Bilder entstehen? Martin Kessel erscheint als der nahezu einzige, dem die Synthese von Naturalismus und Romantisierung beispielsweise für die Weltstadt als literarisches Proszenium bisher neu geglückt ist.

Eine eigenartige Premiere, die am anderen Morgen, fände sie auf einer Bühne statt, die Presse von einem sehr umstrittenen Stücke sprechen ließe, ist die Erzählung „Zwielicht" von Kurt Hancke (ebenda, 1938). Eine Art Beichte, die ein Mann einem Mädchen ablegt, ist als Rahmen um die seltsame und gewollt unklar gehaltene Geschichte einer ersten Liebe gespannt. Eine eigentliche Handlung gibt es nicht. Sie wird ersetzt durch Dialoge zwischen einem jungen Mann und einem Mädchen, die sich lieben, schwer finden und durch den halb spielerischen, halb unheimlichen Zugriff eines Dritten plötzlich einander wieder verlorengehen. Beide Menschen sind vielleicht, so mag man es am ehesten umschreiben, Menschen ohne Eigenschaften, da sie durch alle Eigenschaften belastet sind, mit denen eine schwierige Zwischenzeit ihre klügsten und sensibelsten Zeitkinder ausgestattet hat. Mehr Intellekt als Herz läßt sie beide nicht das Gleichgewicht zur Welt finden. Die moderne Furcht vor großen Worten, die vielen Menschen, die vor dem Weltkrieg geboren sind und Kinder waren, als dieser nie mehr zu Ende ging, geblieben ist und sie eine — früheren Generationen vermutlich als „zynisch" erscheinende — Sprache führen läßt, hat sich hier nochmals literarisch umgesetzt. Bemerkbar ist allerdings, daß der Versuch der Flucht vor dem Pathos nur eine neue Art, pathetisch zu sein, schafft. (Das Sachlich-Gehabe gewisser Filmvorspanne und mancher Dramen mit seiner raffinierten Wortsparsamkeit ist oft in unerträgliches Pathos-Aufgetrage verwandelt. Vermutlich gibt es keine Zeit, die nicht ihre Form des Pathos hätte.)

Zu den neuen Namensträgern von litera-

rischem Wert zählt unbedingt seit seiner sprachlich bezwingenden Novelle „Bann" der junge Kilian Kerst, ein Mann aus der Rhein-Main-Gegend. In der Reihe „Die Kunst des Wortes" (Rabenpresse, Berlin 1938/39) ist zusammen mit einer lyrischen Beigabe eine Art novellistischer Vorstudie „Der Pfau" erschienen. Es geschieht nichts und doch unendlich viel auf wenigen Seiten. In einer mittagsschwülen Sommerlandschaft von schwerer Reife verschwindet von einem einsamen Gutshof ein Pfau, den sein Besitzer über alles liebt. Während das Tier in seiner unvernünftigen Vernunft vor sich hinstolziert und auf seine Weise die Stunde der Freiheit und Entdeckung von Wiese, Strauch und Bach kostet, wird nach ihm gesucht. Der Knecht wird ausgeschickt, den bunten Vogel heimzubringen. Auf der Jagd nach dem albern schönen Federball, in dem vielleicht ein böser Zauber sitzt, stürzt der Knecht unglücklich zu Tode. Seine Familie wird durch diesen Zufall aus stiller Idyllik ins ungewisse Schicksal gestoßen. Der Tote liegt im Mittagsschimmer. Lachende lärmen nah an ihm vorbei. Auf eine unheimliche Art zeigt Kilian Kerst, wie das Leben den Tod nicht spürt. Es spürt ihn nie, auch in der nächsten Nähe nicht. Vielleicht ist Leben dumm, vielleicht glücklich beschränkt? Kersts attributiv überladene Sprache, die in übertriebener Dichte alles Sensorische wiedergibt, was auf ihren Sprecher aus dem Erleben der Landschaft und ihrer beständigen, drohenden Unheimlichkeit einwirkt (in welcher der Tod nie Gast, sondern beständig Anwesender ist, in seiner Tarnkappe lauert und hervorbricht, wenn es ihm paßt), ist sicher von Haus aus impressionistisch. Seine Gedichte zeigen das auch. Scheinbar malt er schreibend nur *plein air*, aber hinter seinen flimmernden Farben lauert das Schaurige und Gespenstige. Seine Sonne ist tödlich.

„Die Heimkehr" hat Friedrich Franz von Unruh seine klare und einfache Erzählung von der letzten Liebe eines älteren Offiziers zu einem jungen Mädchen genannt (Essener Verlagsanstalt, Essen-Berlin 1938). Dieser ist ein Mann, der über ein Jahrzehnt nach dem Kriege noch beim Militär geblieben ist. Das kennzeichnet ihn. Er ist sozusagen nach dem Kriege nur von der Front heimgekehrt, aber noch lange nicht zu den Menschen, sondern lediglich zum „Friedensdienst", wenn man so sagen darf. Er würde wahrscheinlich auch jetzt noch nicht nach Hause gefahren sein und den Helm an den Nagel gehängt haben, gälte es nicht, das väterliche Erbe, ein Gut am Rhein, zu übernehmen. Durch die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen, dessen Unschuld, dessen Helle, dessen Schlichtheit und Natürlichkeit ihn aus seiner Erstarrung und seiner uniformen Verkrustung nur allmählich (und zum eigenen Staunen) auftauen läßt, kehrt er endlich wirklich heim. Sie hat die Ehrlichkeit der jungen Nachkriegsmenschen an sich. Sie muß ihm sagen, daß er nicht ihr erster Liebhaber ist. Der Autor benutzt dieses Motiv zu einer reizvollen Verwicklung der Handlung, die an sich auch ohne dieses Interludium gerade auf das gute Ende zusteuern dürfte. Er ist ein Mann der alten Zeit, alter Auffassung. Sie spürt den Konflikt, in den sie ihn mit seiner Geradheit gebracht hat, seine Umkehr, seine abermalige Verhärtung. Auf einem letzten Spaziergang mit ihm macht sie einen Selbstmordversuch, sie wirft sich in den Rhein. Seine Tapferkeit rettet ihr das Leben. Er erhält von ihrer Jugend die Einsicht, sich von Vorurteilen zu lösen, die in einer verwandelten Epoche unsinnig geworden sind. Es ist eine Geschichte, die gefällt wegen ihrer lebensnahen Simplizität. Anders als Marquier, Hancke und Kerst mit ihrer jeweils ganz persönlichen Sprache (die für alle drei die Gefahr zunehmender Manieriertheit und wachsender Unverständlichkeit mit sich bringen kann), schreibt Unruh erfrischend klar und erheiternd einfach. Man liest seine Sätze gern. Den Konflikt aus den Anschauungen zweier Menschen, die zeitlich zwanzig Lebensjahre etwa voneinander getrennt sind, aber seelisch zueinander gehören, hat Unruh mit gesunder Anspruchslosigkeit dargestellt.

Josef Magnus Wehners Erzählung „Elisabeth" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939) besitzt vom Stoff und von den Gestalten her eine gewisse innere Verwandtschaft mit der schlichten Novelle von Unruh. Der Münchener Student Hans erleidet und erlebt in den Kriegssemestern eine anfangs unglückliche und lange schwierige Liebe zu der norddeutschen Studentin Elisabeth Holthusen. Elisabeth ist ein früh

melancholisch und abseitig dahinschwebendes Mädchen, das seine Mutter durch die Schuld des Vaters in entscheidenden Reifejahren auf tragische Weise verlor. Sie ist von der Welt zu früh beängstigt worden, möchte sie und ihre Härte ständig fliehen. Sie lebt gewissermaßen in einer gläsernen und gespinstigen Scheinwelt, wie sie sich manche Seele als eine unsichtbare, zweite Haut schafft, die einige Zeit genug schützt. Hans, ein junger Mensch, der von der Front mit einem schweren und zugleich schönen Erlebnis zurückgekommen ist, das in ihm früher, als dies sonst in jungen Menschen möglich ist, den festen Entschluß zur Güte, zur Weltgüte (um nicht Humanität zu sagen) reifen ließ, nähert sich Elisabeth. Er ist der ungeheuren Einsamkeiten, die der besten Jugend jener Jahre nach einer in unbescholtener Sorglosigkeit verbrachten Kindheit gespenstisch wartete, früh müde. Er sucht die Gefährtin — noch nicht die „Lebensgefährtin", aber ein Wesen, das Schwester, Mutter, Freundin, Geliebte in so umfassendem Sinne ist, daß sie eines Tages auch seine Frau werden könnte. Hans hat um das Wesen Elisabeth, das kühl, traurig, verschlossen und sehnsüchtig zugleich, einen langen, oft ermüdenden Kampf zu bestehen. Jenen Vorzustand der Herzen, denen es auf eine schmerzliche Art unsäglich schwer fällt, sich zu erschließen, jene quälende, süße Zeit, ehe „Liebe beginnt", in der die Liebenden sich verletzen, um einander später die Wunden lindern zu können, wird von Wehner mit behutsamer Kenntnis erhellt. Das ist das Gefälligste und von ähnlichen Versuchen Abstechende an seiner Novelle. Daß sich diese zarte Liebe über dem Untergrunde einer kaum mehr vorstellbar harten Zeit wie in einer schwärmerischen Traumverzückung glaubhaft entfaltet, ermöglicht die Sprache Wehners, die des Mutes zum Prunk nicht entbehrt, die auch aufträgt und schmückt, wo den Nachwachsenden nicht nur das Vokabular, sondern auch das notwendige Verlangen zu dessen ornamentierender Verwendung fehlen muß. München und die Landschaft des Bayerns der Voralpen und ganz leicht auch das Milieu der Münchener Universität mit ihrer ewig sich verjüngenden Jugend werden auf eine angenehme Art sichtbar, die sich für den Leser gerade dann bewährt, wenn Hans und Elisabeth in einem nervenüberfeinerten Gefühlsreichtum einander fast verloren gehen. Vermutlich glitt der Blick des Erzählers, als er diese zarte Fabel aus dem Blutgrund des Krieges beschwor, zurück in das hold-schmerzliche Arkadien der eigenen Jugend.

Nach der immerhin an Kleist orientierten „Mainlegende" und nach dem bereits versprechenden kleinen Roman „Strudel und Quell" tritt der junge Wolfgang Weyrauch mit einer überaus geglückten und neuartig angefaßten Novelle „Eine Inselgeschichte" (F. A. Herbig, Berlin 1939) hervor, die man sozusagen als seine endgültige „literarische Habilitation" werten möchte. Sie ist die reifste und schönste aller seiner bisherigen Arbeiten. Die Geschichte an sich ist, zunächst in ihren Anfängen, nicht beträchtlich. Aber sie hat einen unvermuteten Wendepunkt, von dem aus sie einen ganz anderen Ausklang nimmt, als man ihn von früheren und jetzigen Novellisten sonst erwarten könnte. Drei sich einander sehr nahestehende Menschen geraten in eine tiefe, seelische Verwirrung, aus der sie sich eigentlich nur durch Haß und Feindschaft lösen könnten, gälten für sie die Gesetze der Herkömmlichkeit. Glücklicherweise haben sie Güte genug, sich über diese hinwegzusetzen und das kurz bemessene menschliche Glück durch eine wertvollere Übereinkunft, nach Schaffung einer neuen Ordnung, doch zu verlängern. Hanna, die Frau des Fischers Anton, wird durch dessen Bruder Sebastian verwirrt und verführt. Anton sieht dem in einer gewissen Wehrlosigkeit zu. Er ist gegenüber dem flatterhaften, jüngeren Bruder durch eine profunde Schwerfälligkeit gehemmt. Nach dem „Vergehen" Hannas und Sebastians rüsten sich die beiden Männer, durch ein Duell die Sache, wie die Welt in solchen Fällen grob genug sagt, aus der Welt zu schaffen. Sie wählen eine alte, vielleicht brauchtümliche Art des Austrags. Sir rammen einander in ihren Booten. Weyrauch hat diesen Kampf als dramatischen Höhepunkt der Geschichte angelegt. Sebastian stürzt ins Wasser. Anton müßte ihn jetzt nach altem Gewohnheitsrecht ertrinken lassen. Einige Sekunden sieht er harten Herzens zu. Plötzlich regt

sich seine Menschlichkeit oder sein Mitleid. Er springt nach. Anton rettet Sebastian. Am Ufer trennen sie sich. Auch Hanna fühlt, daß sie Anton verlassen muß. Die Novelle dürfte hier zu Ende sein, ohne den Leser unbefriedigt zu lassen. Aber Weyrauch baut seine Fabel weiter und gibt ihr abermals eine neue Wendung. Versöhnung beginnt, aus der Frieden erwächst. Die unerträgliche Einsamkeit des verhärteten Anton schmilzt. Die allen harten Winden ausgesetzte Seele der verstoßenen Hanna findet heim. Es ist ein Happyend ohne Trompetenschall. Ein leises, zärtlich verhaltenes Bekenntnis zur Güte und Liebe im Menschen wurde von Weyrauch angestimmt, das des Anklangs in beherzten Herzen wert wäre. Bewundernswert an Weyrauchs Arbeit ist diesmal seine ungewöhnliche Feinheit, die komplizierten seelischen Vorgänge an sich primitiver Menschen in verhaltener Form sichtbar zu machen. Weyrauchs neue, offenbar erarbeitete Sprache ist zu einer klaren, knappen, beinahe durchsichtigen Prosa herangewachsen.

Zwei Welten baut Josef Wiessalla in den beiden Frzählungen „Die Front unter Tage" und „Gowin sucht das Genie" (Paul List Verlag, Leipzig 1937 und 1938) auf. Die erste Erzählung ist die Prosafassung des gleichnamigen Schauspieles, das vor einigen Jahren mit Erfolg und Echo in Berlin uraufgeführt wurde. Gewisse Milderungen oder Klärungen sind in die neue Fassung eingegangen. Die damals als Gegnerschaft gesehene Gruppe der Grubenleitung ist ganz verschwunden. Wiessalla zeigt nur mehr den Kampf auf Leben und Tod, den die Kumpels für ihre Kameraden, welche bei einem Grubeneinsturz unter dem Gestein verschüttet oder eingeklemmt wurden, unermüdlich wagen, um die zu retten, die noch zu retten sind. Wiessalla ist ein guter Erzähler. Was er zeigt: steht, lebt, geht, spricht, ist sichtbar, spürbar und mit allen Sinnen zu fassen, deren eine auf plastisches Lesen geschulte Phantasie fähig ist. Es wird wenige Erzählungen von ähnlicher Kraft geben, die den deutschen Arbeiter von seiner besten Seite zeigen — als den Kameraden aller. Die zweite Arbeit von Josef Wiessalla beschäftigt sich mit einem schlesischen Kleinbürger, in dem der Ehrgeiz sitzt, aus einem kleinen Handwerker ein großer Industrieller zu werden. Seine Söhne sollen alle große Männer werden. Wiessalla ist es gelungen, einen Menschen zu entwickeln, der eine phantastisch zähe Mischung von Sinnierer, Spintisierer und Erfolgsmann ist, der jahrelang das Gelächter der ganzen Stadt sein kann, dem seine Söhne zuerst alle mißraten, und dem zuletzt, wenn es darauf ankommt, wer noch lachen kann, Sieger bleibt. Es ist eine Don-Quichotterie des Industrialismus, gesund gesehen und gesund gezeichnet, den nachfolgenden Generationen zur Erbauung und zum Beispiel und gewiß auch als Warnung vor dem überheblichen Gedanken, weit besser und zehnmal klüger zu sein als die Vorfahren, an deren Verschrobenheit manchmal vielleicht mehr war als an mancher „Angabe" ihrer Enkel.

Eine ausgereifte und viel gebende Erzählung ist Ludwig Tügel mit seiner Nachkriegsfamiliengeschichte „Der Brook" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938) geglückt. In einer Art systematischen Querschnitts zeichnet er den Lebensgang der Insassen dreier Häuser, die einsam in der Bremer Gegend vor einem Dorfe stehen. Die Besiedler des Brook, wie ihre Häusergruppe heißt, sind alle untereinander verwandt. Sie sind durch ihre Abgeschlossenheit nach außen hin eine Rasse für sich, ein Miniaturstamm mit all dessen Gewohnheiten. Bei Kriegsausbruch treten acht Söhne freiwillig unter dem gleichen Namen als I—VIII in das Heer ein. Einer kehrt 1918 zurück, einer erst später aus russischer Gefangenschaft als überzeugter Bolschewist. Beide Brüder haben schwere Jahre zu durchkämpfen, Irrungen und Wirrungen, ehe sie Frieden schließen können. Tügel schildert die allgemeine Unruhe und Ungewißheit aller Heimkehrerschicksale, die 1918 begannen und 1928 noch lange nicht geklärt waren, am einzelnen in einer menschlich schönen Weise. Er macht auch klar, daß jede große Wandlung ihre lange Vorbereitungszeit in jedem einzelnen braucht, ehe sie zur Wirkung kommt. Er idealisiert nicht künstlich, er malt nicht Weiß, wo Schwarz hingehört. Tügel gibt verdichtetes Dokument. Er versteht zu rühren — und dennoch dabei die Grenzen der Dichtung zu wahren. Wilmont Haacke

Bad-Nauheim

Herz- und Kreislauferkrankungen

Rheuma, Nervenleiden, Katarrhe der Luftwege

Besonders vorbeugende Kuren verhindern vorzeitige Arbeitsunfähigkeit

Werbeschriften und Auskunft durch das Verkehrsamt der Kurverwaltung Bad Nauheim und in Reisebüros

Unfälligkeit
Schaffen Sie sich eine Kraft-Reserve durch einen Aufenthalt auf den 7 Ostfriesischen Inseln. —

Katarrh
der Luftwege. Nützen Sie auch die natürlichen Heilkräfte der Nordsee. —

„Reisewinke" für die 7 Ostfriesischen Inseln gratis durch Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland, Emden, 223

Kenner lesen die
Deutsche Zukunft
Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Kultur
Das Blatt des anspruchsvollen und vielbeschäftigten Lesers
Preis jeder Nummer 20 Pfennig
Monatlich Mk. 0.85, vierteljährlich Mk. 2.50
Probenummern vom Verlag
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin Leipzig

Ende Mai beginnt zu erscheinen
Die große Weltgeschichte
in 16 Bänden
Herausgegeben vom Bibliograph. Institut

Jedem ernsthaften Interessenten wird die Anschaffung durch besonders günstige Zahlungsbedingungen und Vorbestellpreise ermöglicht. Sofortige Anfragen unter Berufung auf diese Anzeige an

Bangert GmbH.
Export- und Versandbuchhandlung
Hamburg 8, Afrikahaus

BERLINER MONATSHEFTE

ZEITSCHRIFT FÜR NEUESTE GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON AUGUST BACH

— 1939 —

Aus dem Inhalt der April-Nummer:

Professor Dr. Werner Frauendienst

Böhmen und Mähren unter deutscher Führung

*

Dr. Karl Baden

Die Politik der Großmächte

*

Dokumente zu Bismarcks Sturz

*

Botschafter z. V. Ulrich von Hassell

Tirpitz' außenpolitische Gedankenwelt

*

August Bach

Das Ende eines Herrschaftsanspruches

Die Mainummer

wird einen grundlegenden Aufsatz des italienischen Historikers Professor Mario Toscano über

Dschibuti

mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem italienischen Außenministerium bringen

Bezugspreis: Einzelheft RM 1.—, Vierteljährlich RM 2.50

QUADERVERLAG AUGUST BACH · BERLIN W 15

Ein Seitenstück zu Viktor Heisers berühmtem Buch „Eines Arztes Weltfahrt“

JAMES HARPOLE

Am Puls des Lebens

Blätter aus dem Tagebuch eines Arztes

370 Seiten. In Leinen M 6.80

Bei aller äußeren Verschiedenheit des Milieus drängt sich die Ähnlichkeit der inneren Haltung des neuen Buches von J. Harpole mit Heisers „Weltfahrt“ sofort auf. Hier wie dort erzählt ein berühmter Arzt aus der Fülle eines ungewöhnlich reichen Erlebens von seinem Kampf gegen Krankheit und Tod und von den erstaunlichen Fortschritten der ärztlichen Kunst und Wissenschaft während der letzten Jahre und Jahrzehnte. In beiden Fällen spricht ein warm empfindender Mensch in ebenso geistvoll unterhaltender wie allgemein verständlicher Form zu seinem Leser. — Während aber Heiser einen Überblick über die von ihm in 45 Ländern bekämpften Krankheiten der tropischen und subtropischen Gebiete gibt, führt Harpole in über 30 besonders merkwürdigen Fällen aus seiner Praxis fast alle wichtigeren Krankheiten unserer Lebenszone in ihrer Entstehung, ihrem Wesen und ihrer Bekämpfung vor. Eine hervorragende Erzählergabe, die sich mit überragender Sachkenntnis und menschlich liebenswürdigem Humor verbindet, läßt nie auch nur eine Spur von Krankenhausatmosphäre aufkommen, so daß der Leser von Anfang bis zu Ende auf das angenehmste gefesselt bleibt.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Soeben erschien:

WILLIAM FOSS UND CECIL GERAHTY

Die spanische Arena

Eingeleitet durch den Herzog von Alba und Berwick. Geleitwort von Generalmajor J. F. C. Fuller. Mit 18 Abbildungen und vielen Karten. 465 Seiten. Leinen RM 8.50

In diesem Buch der zwei Engländer wird zum erstenmal das Bild der spanischen Tragödie in seinen großen weltanschaulichen und europäischen Zusammenhang gestellt und zugleich eine erschütternde Warnung an die westlichen Demokratien gerichtet. Die weltpolitischen Hintergründe, die geschichtlichen, geographischen und rassischen Voraussetzungen der Revolution werden sachlich und nüchtern aufgezeigt, die Argumente durch zahlreiche Dokumente aus dem Lager Francos und seiner Gegner erhärtet. Damit ist auch eine internationale Lügenkampagne entlarvt, die die Weltmeinung über Franco vergiftete. Ein in europäischem Sinne wichtiges Werk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Prospekte verlangen Sie direkt vom

ROWOHLT VERLAG · STUTTGART O

Originalgröße 30×21 cm

Dr. Alexander Koch

WOHNZIMMER SITZECKEN UND KAMINE

2. Auflage. Preis RM **4.80**

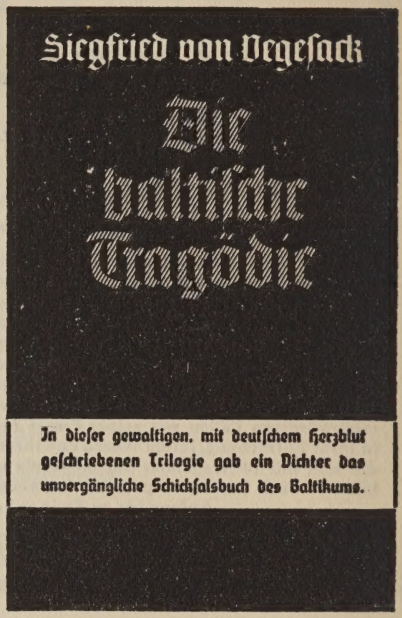
85 große, eindrucksvolle Abbildungen unterrichten über die Gestaltung des zeitgemäßen Wohnzimmers, über die Einrichtung der beliebten Sitzecke und über die Einfügung des Kamins in den Wohnraum.

„BEHAGLICHKEIT IM HEIM" ist das Leitmotiv für das neue Buch; Anregungen, Hinweise und Beispiele zu geben sein Zweck.

Ein Buch, das jedermann Freude macht, dem Fachmann in Wohnungsfragen aber unentbehrlich ist.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H. STUTTGART-O. 87

Das zeitgemäße Geschenkbuch



585 Seiten · In Leinen 7,50 RM
Carl Schünemann, Verlag, Bremen
Bezug durch jede Buchhandlung

Ungemein spannend geschrieben, in seinem Inhalt geschichtlich und politisch zugleich bedeutsam

Beilagen-Hinweis

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Neue Bücher der Steiniger Verlage, Berlin SW 68 / Christoph Steding: Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur, erschienen bei der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36 / Was wird aus Afrika, Verlag Lühe & Co., Leipzig O 5. Der Verlag

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. J. Moras, Berlin W 30, Mackensenstr. 17 / Für den Anzeigenteil: Hans Kraus, Berlin / Druck u. Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin / DA. 3800 I. Vj. 39. – Pl. 4

USHMM LIBRARY
01 0001 0134 2607

Die

Deutsche Allgemeine Zeitung

zeigt und deutet Ziele und Wege, Zusammenhänge und Hintergründe der großen Politik, der Weltwirtschaft und der Kulturen des Erdkreises

Die Deutsche Allgemeine Zeitung betrachtet mit Sorgfalt das Kunstgeschehen und pflegt mit besonderer Liebe die gute Literatur

Ein Spiegel der Welt

Überall zu haben

Bestellen Sie die Deutsche Allgemeine Zeitung kostenlos und unverbindlich zur Probe beim Verlag, Berlin SW68

NEUERSCHEINUNGEN 1939

BRUNO ADRIANI

PHILIPP HARTH

Mit 42 Bildern / In Leinen RM 7.—

Dieses hoher Tradition verpflichtete und doch ganz von vorwärtstreibender Kraft erfüllte Buch erschließt als einer der wesentlichsten Beiträge zur künstlerischen Erkenntnis der Plastik aus dem strenggefügten Bau der Werke des Bildhauers Philipp Harth die geistige, menschliche und handwerkliche Wahrheit der Rundplastik und des in seiner Bedeutung noch vielfach verkannten Reliefs. Adrianis Deutung, dazu berufen, viele Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, und von Schönrederei ebenso weit entfernt wie von unfruchtbarem Theoretisieren, stellt die Arbeiten Harths in die großen Zusammenhänge jener wahren künstlerischen Tradition, welche die weite, große Welt sowohl der ägyptischen als auch der griechischen und gotischen Plastik umspannt.

PHILIPP HARTH

Aufsätze über bildhauerische Gestaltung

In Leinen RM 3.—

Diesen Aufsätzen, die in einfachen und klaren Worten die Beziehungen zwischen Architektur und Plastik aufzeigen, wohnt dieselbe geistige Aktualität inne, die auch die bildhauerischen Werke Harths durchwaltet. Jede Seite, ob nun auf ihr die Technik des Holzschnitzens geschildert wird oder ob sie vom Geistigen in der Plastik handelt, verrät eine stolze Unabhängigkeit des Urteils von allen unkünstlerischen Zugeständnissen, aber auch eine tiefe Selbstbescheidung, wenn es gilt, von der Verantwortung vor der Kunst und damit auch vor Geschichte und Gegenwart seines eigenen Volkes zu reden. So viel aber auch Harth dem Publikum und den Künstlern zu sagen hat — niemals gefällt er sich in der Rolle eines Schulmeisters, im Gegenteil: eine unerbittliche Selbstkritik, die seinen Urteilen und Ansichten kristallne Klarheit verleiht, hütet ihn vor aller Selbstgefälligkeit. Diese Aufsätze knüpfen wieder ein echtes Gespräch über die Kunst und die sich ihr verpflichtet fühlenden Menschen an. Es überzeugt deshalb so sehr, weil der Künstler seine Forderungen in seiner eigenen Arbeit erfüllt.

ULRICH RIEMERSCHMIDT VERLAG / BERLIN